



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Olympia

Boetticher, Adolf

Berlin, 1883

Die Festfeier in Olympia

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79763)

DIE FESTFEIER IN OLYMPIA.

Man begegnet häufig der Annahme, die grossen Agone, die Wettspiele bei den nationalen Festen der Griechen seien eine Folge der von diesem Volke wie von keinem andern weder zuvor noch nachher in ähnlichem Maasse bevorzugten Pflege des Körpers, sie hätten einen Sporn bilden sollen für die Pflege der Gymnastik, deren hohen pädagogischen Werth die Hellenen in seinem ganzen Umfange erkannten. Wenn dieses Verhältniss zwischen Agonistik und Gymnastik in historischer Zeit ganz sicherlich bestand, so wäre es doch grundfalsch, dasselbe als das ursprüngliche anzunehmen, die Agonistik als eine Tochter der Gymnastik anzusehen. Gerade das umgekehrte Verhältniss findet statt. Das gegenseitige Messen der Kraft und Gewandtheit ist um seiner selbst willen schon in grauer Vorzeit die höchste Lust, wie es noch heute jedes gesunden Menschen Lust in der Jugendzeit ist. Es ist die Wurzel, aus welcher diese hoch bevorzugte Pflege des Leibes hervorwächst, aber nicht umgekehrt. Das pädagogische Moment kommt erst in verhältnissmässig später Zeit zur Geltung. Der Beste zu sein und sich als solcher zu zeigen ist das erstrebenswerthe Gut dieser Erde. So kleidet sich in dem schönen Hellas die erbarmungslose Lehre von dem Kampfe ums Dasein und von dem Rechte des Stärkeren in das idealste Gewand.

Der Begriff des Agōn ist für den Hellenen ein sehr weiter, er umfasst weit mehr als die öffentlichen Turniere der Gymnasten, die wetteifernde Geschicklichkeit im Reiten und Rosselenken, den Kampf um den Preis in den musischen Künsten. Agōn ist jeder öffentliche Streit, in welchem es Parteien giebt, aus welchem die eine als Siegerin, die andere als Besiegte hervorgeht. Agōn heisst die Gerichtsverhandlung, wo Ankläger und Vertheidiger ihre Kräfte mit einander messen, wo es einen Gewinner und einen Verlierenden giebt. Agōn ist aber ebenso die heisse Feldschlacht, die endgültige, entscheidende Probe auf den Mann, mit dem Feinde ein Wettkampf auf Leben und Tod, in den der muthige Krieger

mit Lust zieht, wie zum olympischen Stadion, des Tyrtaios Worte im Herzen und auf den Lippen:

Achtet das Leben gering, und die finsternen Pfeile des Todes,
Grüsst sie mit Lust, wie sonst Helios Strahlen ihr grüsst!

Und solche Lust, sich mit dem anderen zu messen, erstreckt sich keineswegs allein auf Eigenschaften, die auch heut noch für uns einen Werth behaupten, wie körperliche Kraft und Geschicklichkeit oder wie Uebung in den musischen Künsten, sondern auch auf Fertigkeiten, in denen sich auszuzeichnen heut wenigstens nur noch bei roheren Naturen oder in gewissen jugendlichen Jahren für rühmlich gilt. Ernsten Gesichtes erzählte man sich von einem Wettkampfe des Herakles mit dem Triphylier Lepreos, dem stärksten Esser unter den Zeitgenossen. Jeder der Wettenden verzehrte einen ganzen Ochsen, so dass der Sieg unentschieden blieb. Einen grossartigen Wettkampf im Essen und Trinken veranstaltet noch Mithridates, und selbst der grosse Alexander weiss zu Ehren des todtten Freundes Kalanos keinen würdigeren Leichenagon zu veranstalten als einen Wettkampf im Weintrinken. Nicht ungewöhnlich war der Brauch, beim Gastmahl und Weingelage zu wetten, wer dem Schlaf am längsten widerstände und den als Preis ausgesetzten Honigkuchen zwischen den schlafenden Zechgenossen heimführte. Ja, von einem schwer vorstellbaren Wettkampfe im Küssen erfahren wir bei Theokrit. Er ward bei dem Feste der Diokleen in Megara veranstaltet.

Und nicht nur der Menschen Wettkämpfe aller Art und Form, sondern auch solche unter Thieren waren dem Hellenen ein beliebtes Schauspiel. Hähne und Wachteln wurden schon in früher Zeit zum Kampfe abgerichtet.

Muss also der Wettstreit und die auf ihm beruhende Agonistik als das ursprüngliche Motiv für die Pflege der Gymnastik angesehen werden, so verstanden freilich einsichtige Gesetzgeber diesen natürlichen Hang allmählig zu höheren Zwecken klug zu benutzen, bis das einstige Mittel zum Zwecke nunmehr Selbstzweck ward. Denn auch das wäre eine irrtümliche Anschauung, wenn man glauben wollte, die Pflege des Körpers bei den Alten habe den wesentlichen Zweck gehabt, ein Gegengewicht gegen die Ueberanstrengung durch geistige Thätigkeit zu bilden, wie heutzutage das Turnen. Dazu wäre die Zeit, welche man dem gymnastischen Unterrichte widmete, doch zu reichlich bemessen gewesen im Vergleich zu den dürftigen wissenschaftlichen Studien. War doch in Sparta, wo der gymnastische Cursus im frühesten Knabenalter begann, der Unterricht im Lesen und Schreiben nicht einmal obligatorisch. Es ist vielmehr

die ganze Erziehung des Hellenen, die leibliche wie die geistige, gerichtet auf die Entwicklung der Thatkraft. Nach der einen Seite hin dient hierzu die Gymnastik; sie zu erproben und durch den Sporn des Ehrgeizes begehrenswerth zu machen die Agonistik. Auf der andern Seite zeigt sich diese Tendenz in der Erziehung zur Disputation und zur öffentlichen Rede, zur geistigen That. Wie die Agonistik in späterer Zeit ihre Auswüchse in der Athletik treibt, so jene geistige Richtung in der Sophistik und der hohlen Rhetorik. Innerhalb der richtigen Grenzen war aber sicherlich kein Mittel geeigneter zur Erziehung eines tüchtigen Bürgers im Sinne der Alten, als die Pflege der Gymnastik. Die Palästra ist der Boden, auf welchem persönlicher Muth und Selbstvertrauen erwächst, nicht minder das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Waffenbrüdersehaft, der treuen Liebe zum Vaterland, dessen Grenzen die erstarkte Faust zu schirmen vermag. So ist es noch heut — oder soll es doch sein — der Fechtboden und die Mensur, an die zu rühren wir doch nicht wagen wollen, bis wir etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen vermögen. Die Tiefquart im Mannesantlitz entstellt so wenig wie das zerhauene Ohr des Faustkämpfers, welches der Künstler trotz des höchsten Schönheitsgefühles der Hellenen an der Statue des olympischen Siegers getreu nachzubilden nicht versäumte. Denn nicht schön zu sein gilt es für den Mann, sondern stark.

Und wie klar die Erkenntniss von dem hohen Werthe der Gymnastik und Agonistik dem späteren Alterthume war, das zeigt kein Zeugniß beredter als das Gespräch des Hellenen Solon mit dem Skythen Anacharsis bei Lukian, wo Jener dem Barbaren, dem der Zweck des vor ihm sich entrollenden Festspieles unverständlich erscheint, den wahren Werth der Agonistik begreiflich zu machen sucht:

„Nicht allein um der Kampfspiele willen geschieht dies, um dort Siegespreise davon tragen zu können; denn zu diesen können nur ganz Wenige von Allen gelangen. Sondern ein grösseres Gut erwerben sie dadurch dem ganzen Staate und sich selbst: denn es ist noch um einen anderen gemeinsamen Wettkampf aller guter Bürger zu thun, und um einen Kranz, nicht von Eppich oder Oelzweigen, sondern der die ganze Glückseligkeit der Sterblichen in sich begreift: ich meine die Freiheit des Einzelnen und die gemeinsame des ganzen Vaterlandes und Wohlstand und Ruhm und der heimischen Feste Frohgenuss und der Angehörigen Sicherheit, mit einem Worte: das schönste von Allem, was wir von den Göttern uns erbitten können. Alles dieses ist in jenem Kranze zusammengeflochten und wird errungen in jenem Wettkampf. Zu solchem Ziele führen diese Uebungen und Mühen.“ —

In den vier grossen nationalen Festen der Hellenen, den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen, entfaltet die Agonistik ihre höchste Blüthe und von diesen vieren wiederum am vollsten und reichsten in Olympia. In einem der grossen Spiele auch nur einmal den Kranz errungen zu haben war ein unschätzbares köstliches Gut, welches das ganze übrige Leben mit Freude und Glanz erfüllte, von allen Kränzen der begehrenswertheste aber der olympische. Wie das Wasser das köstlichste unter den Elementen ist, singt Pindar, wie das Gold der höchste unter den Schätzen menschlichen Besitzes, und wie die leuchtende Sonne höchsten Glanz und Wärme ausstrahlt, so mögen wir keinen edleren Kampf besingen, als den von Olympia.

Das Fest von Olympia fiel in geschichtlicher Zeit in die Tage nach der Sommersonnenwende jedes vierten Jahres, oder nach antiker Zählweise, die den Anfangs- und den Endtermin miteinrechnet, jedes fünfte Jahr, daher die Periode zwischen je zwei olympischen Festen den Namen Pentaeteris führt. Bei der Beweglichkeit der griechischen Mondmonate und der grossen localen Verschiedenheit der Monatsnamen ist die genaue Feststellung des Datums trotz des vielen hierauf verwendeten Scharfsinnes bisher noch nicht völlig geglückt. Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der Neumond, mit dem der olympische Festmonat anhub, nur der dem Sommersolstitium nächste, — gleichviel ob vorangehende oder nachfolgende — war, oder ob, wie Einige wollen, der Festmonat immer mit dem diesem Termine folgenden Neumond anhub. Die Feier begann am 11. Tage des Festmonats und währte bis zum 15. Tage. So trat der Vollmond am vierten Tage des Festes ein.

Nach unserer Rechnung fiel das Fest mithin in das Ende des Juni oder den Beginn des Juli. Um diese Jahreszeit ist in Griechenland, insbesondere aber in dem schwülen Alpheiosthale, eine fast unerträgliche Hitze, und die Wahl dieser Tage für das grosse Fest lässt sich schwer anders erklären als durch eine uns nicht mehr erkennbare religiöse Tradition, an welche die älteste Feier des olympischen Agon angeknüpft haben mochte.

Seine früheste Entwicklungsgeschichte ist keineswegs klar erkennbar. Um den geschichtlichen Kern hat der Mythos ein schwer entwirrbares Netz sich kreuzender und verflechtender Ranken gesponnen, Sagenbildungen, die wie es scheint vielfach erst in späterer Zeit und mit bestimmter Tendenz aufgetreten sind. Es ist bereits früher darauf hingewiesen worden, dass Elis einer Reihe von nach einander einwandernden, theils einander verdrängenden, theils in einander aufgehenden Stämmen

zum Wohnplatz gedient hat. Jeder dieser Stämme scheint seine besonderen heimatlichen Ueberlieferungen über die älteste Zeit Olympias mitgebracht oder später gebildet zu haben. Die auf eine alte pelasgische Bevölkerung deutende Sage berichtet uns Pausanias: „Ueber das olympische Kampfspiel erzählen diejenigen Eleer, die sich mit der Vorzeit beschäftigt haben, dass Kronos zuerst die Herrschaft im Himmel gehabt habe; ihm sei von den damaligen Bewohnern, deren Geschlecht das goldene hiess, in Olympia ein Tempel erbaut worden. Als hierauf Zeus geboren wurde, habe Rhea das Kind dem Schutze der idäischen Daktylen anvertraut, derselben, die man auch Kureten nennt. Diese, nämlich Herakles, Paionaios, Epimedes, Iasios und Idas, seien vom Ida auf Kreta (nach Elis) gekommen, dort habe Herakles, als der Aelteste von seinen Brüdern, diese als Kinderspiel einen Wettlauf halten lassen und den Sieger mit einem Zweige des wilden Oelbaums bekränzt. Dieser Oelbaum soll von Herakles aus dem Lande der Hyperboreer nach Hellas gebracht worden sein, Menschen, die jenseits des Windes Boreas wohnen. Dem idäischen Herakles wird also der Ruhm zuerkannt, jene Kampfspiele zuerst angeordnet und ihnen den Namen Olympien gegeben zu haben. Er verordnete, dass sie je im fünften Jahre gehalten werden sollten, weil er und seine Brüder zusammen fünf waren. Andere erzählen, Zeus selbst habe an diesem Orte mit Kronos um die Herrschaft gerungen, und wieder Andere, er habe zur Feier des Sieges dort Kampfspiele gehalten. Es soll nun unter Anderen Apollon den Hermes im Laufe und den Ares im Faustkampfe überwunden haben. Aus diesem Grunde soll auch das pythische Flötenlied mit dem Sprunge im Fünfkampfe verbunden worden sein, weil dasselbe dem Apollon geweiht ist, Apollon aber olympische Siege errungen hat.“

So Pausanias. Historische Unterlagen für diese bei den anderen grossen nationalen Spielen in ähnlicher Weise wiederkehrende Gründungssage werden sich schwer erkennen oder nachweisen lassen. Nur auf eine frühzeitige Berührung, wenn nicht noch engere Verbindung, der elischen Bevölkerung mit Kreta lässt sich aus derselben vielleicht schliessen. Wohl aber ist die Ueberlieferung für die Interpretation der beiden Gruppen in den Giebfeldern des Zeustempels eine wichtige Legende: So steht im Mittelpunkte der Composition im Ostgiebel Zeus, der göttliche Stifter der olympischen Spiele, so entsprechend in dem Giebelfelde der Rückseite Apollon der erste göttliche Sieger in denselben. —

Erkennen wir hier eine der ältesten Bevölkerung angehörige Sage aus jener Zeit, wo man in Olympia dem pelasgischen Zeus Opfer brachte,

wo sein segenvorheissendes Blitzgeschoss hier den Boden gespalten hatte, und in dem mit ehernem Rande umfriedeten Blitzmal eine dauernde Stätte hochangesehener Weissagung blieb, so knüpft sich ein weiterer Mythos an die Einwanderung landfremder Stämme: Fünfzig Jahre nach der Deukalionischen Fluth finden wir Klymenos, einen Nachkommen des idäischen Herakles, aus Kreta herübergewandert, als Herrscher in Elis. Im Andenken an seinen Ahn und dessen Brüder, die Kureten, feiert er von neuem das Fest der Olympien. Aber ein fremder Fürst stürzt ihn vom Thron, Endymion der Sohn des Aëthlios. Letzterer wird nunmehr König des Landes; seinem Sohn und Nachfolger gebiert Selene fünfzig Töchter. Die Bedeutung des Königs ist in seinem Namen ausgesprochen: er ist der Repräsentant der grossen elischen Kampfspiele, in den fünfzig Töchtern der Mondgöttin verkörpern sich die fünfzig Mondmonate, welche der vierjährige olympische Festeyclus umfasst. Endymion setzt die Herrschaft als Preis eines Wettlaufs zwischen seinen drei Söhnen Paion, Epeios und Aitolos aus. Epeios gewinnt den Sieg und hinterlässt das Land seinem Sohne Eleios, dem Fürsten, dessen Name mit dem der Landschaft in engster Verbindung steht.

Gleichzeitig mit ihm herrscht in der Alpheioslandschaft der König Oinomaos, anscheinend aitolischen Geschlechtes. Sein Sitz ist Pisa, die sagenhafte Mutterstadt der italischen Tochter gleichen Namens, sechs Stadien ostwärts von Olympia. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung an eine neue Einwanderung: Pelops, des Tantalos Spross, ist aus Kleinasien herübergekommen, sich ein neues Reich zu gründen. Ueber Achaia ist er südwärts gezogen nach dem Alpheioslande, gelockt von dem weitverbreiteten Rufe der schönen Hippodameia, der begehrenswerthen Tochter und Erbin des Oinomaos. Braut und Krone ist wiederum eines Wettkampfes, eines Wagenrennens Preis. Pelops gewinnt ihn und feiert nun in Olympia dem Zeus ein Fest von früher nie gesehener Pracht. Seine Nachkommen zerstreuen sich über die ganze Halbinsel. Sein Enkel Herakles, der Sohn des Amphitryon und der Alkmene, bringt eine neue Wandlung in die Geschieke von Elis. Er hat mit dem Sohne des Eleios, mit König Augeias einen Vertrag geschlossen, den dieser nicht einhält. Da überzieht Herakles das Land mit Krieg und reisst den grössten Theil desselben an sich. Im Andenken an seinen Grossvater erneuert er die olympischen Spiele mit grossem Glanze. Bei dieser Feier lässt die Sage schon mannigfaltige Formen des Wettkampfes erscheinen. So meldet Pausanias, der Freund und Kampfesgenosse des Festordners Iolaos habe mit des Herakles' Rossen im Wagenrennen gesiegt; Iasios, ein Arkader,

dessen Name wie der des Herakles an die Kureten erinnert, gewinnt im Reiten, von den Dioskuren trägt Kastor im Wettlauf, Polydeukes im Faustkampf den Sieg davon. Herakles selbst betheiligt sich am Ringen und am Fünfkampfe; selbstverständlich wird er in beiden Sieger.

Wesentlich anders schildert den sagenhaften Hergang Pindaros in seinem elften olympischen Siegesliede. Ihm ist Herakles, der Heros, überhaupt der Stifter der olympischen Spiele. Was die abweichende Sage vom idäischen Herakles erzählt, das legt er dem Heroen gleichen Namens bei: Nach dem Siege über Augeias

„Versammelt' er drauf in Pisa sein ganzes Heer
„Und alle Beute, der starke Sohn des Zeus,
„Vermass dort einen hochheiligen Hain dem höchsten Vater;
„Daraus umhegend schied er vom offenen Feld die Altis.
„Das Feld jedoch rings kürt' er zum Festgelage
„Die Furth ehrend des Alpheios,
„Mitsammt den Göttern, den zwölf hohen Herrschern.
„Auch nannte er zuerst des Kronos Hügel also,
„Denn vordem lag er namenlos. . . .

So stiftet auch der Heros von den Erstlingen der elischen Kriegsbeute den ersten Agon in Olympia, dessen Wiederholung in jedem fünften Jahre angeordnet wird. In diesem Kampfspiel treten nach Pindar völlig andre Bewerber auf, als in der von Pausanias überlieferten Sage:

„Wer war's, der den frischen Kranz
„Zuerst sich da erwarb,
„Mit Armen, Füßen, dem Rossgespann,
„Den Ruhm als Ziel des Kampfes vorgesteckt,
„Durch die That wirklich gewann?
„In des Stadions gradlin'gem Lauf trug den Preis
„Oionos, des Likymnios schneller Sohn,
„Davon; gekommen war von Mide der mit dem Streittheer;
 aber im Ringkampf
„Ward Echemos Tegea's Ruhm.
„Doryklos aus der Stadt Tirynth
„Errang im Faustkampf den Sieg,
„Und mit der Rosse Viergespann
„Halirothios' Sohn, Samos von Mantinea.
„Mit dem Speere erreicht' Phrastor das Ziel,
„Und weithinaus mit kreisendem Arme schwang
„Nikeus über alle den Stein,

„Also dass mächtiger Jubel erscholl
 „Laut von der Krieger Schaar. Aber als abendlich
 „Erglänzte der schönblickenden
 „Selene liebliche Leuchte,
 „Da hallte bei freudigem Mahl der ganze Hain
 „Von siegfeiernder Lieder Gesang.“

Zu selber Zeit wird nach einem andren Liede Pindars durch den Seher Iamos, des Apollon Sohn, das heilige Orakel auf dem Zeusaltar eingesetzt, den Herakles inmitten der Altis gestiftet hat.

Man sieht, wie die dem Pindar zu Grunde liegende, sicherlich auf ein geschichtliches Ereigniss zurückgreifende Version der Sage eine rein peloponnesische ist. Nur aus der Halbinsel erscheinen Bewerber an den Wettspielen, und neben den weit überwiegenden Dorern nur noch Arkader, wie sich denn auch in die Sage des am oberen Laufe des Alpheios geborenen Sehers Iamos Arkadien und Elis theilt. — Achtzig Jahre nach der Einnahme von Ilion, dessen Sänger wohl von Kampfspielen in der Ebene des Skamander, in Pylos und im Phaiakenlande, nicht aber von den Spielen in Olympia berichtet, nach der geläufigen Annahme um das Jahr 1104, erfolgt eine gänzliche Verschiebung der landschaftlichen Besitzverhältnisse in Elis. Aitoler und Dorer wandern unter Oxylos' Führung über die schmale Meerenge bei Rhion in die Peloponnesos ein. Um das ihm wohlbekannte fruchtbare und wohlangebaute Land von Elis für sich selbst zu behalten, leitet der schlaue Führer seine Genossen durch das minder glückliche Arkadien und behält sich die zuletzt zu erreichende Landschaft vor. Während so aitolische Stämme sich im nördlichen Elis festsetzen, wandert eine kleinere Schaar mitgerissener Achaier in das Alpheiosland ein und gewinnt mit der Herrschaft von Pisa die Leitung der olympischen Spiele. Diese Achaier sind es, welche die Pelopssage nach Olympia verpflanzt haben. Denn in Achaia war Pelops gelandet und von hieraus südwärts gezogen, ja nach einer anderen Auffassung war Pelops gar selbst ein Achaier aus Olenos. So steht gegenüber der specifisch dorischen Version, die sich an den Herakles knüpft, die achaische mit Pelops als Landesheroen. Mit dieser Einwanderung unter Oxylos erreichen die Spiele einen vorläufigen Abschluss. Vermögen wir aus den letztgenannten Mythen den geschichtlichen Kern bereits ziemlich klar zu erkennen, so erscheint das schon erwähnte, im Beginn des 9. Jahrhunderts geschlossene Bündniss zwischen Iphitos von Elis, Lykurgos von Sparta und Kleosthenes von Pisa durch die im Heraion zu Olympia aufbewahrte, von Pausanias bezeugte Urkunde als ein historisches Ereigniss gesichert.

Vermuthlich fand die Veranstaltung der olympischen Spiele damals auf Grund eines Einvernehmens zwischen Elis und Pisa statt, welches erst später die Eleer vernachlässigen zu können glaubten, nachdem sie sich im engen Anschluss an die dorischen Herakliden stark genug fühlten, den lästigen Verbündeten abzuschütteln. Seit Iphitos Zeit werden den Nachrichten zufolge die olympischen Spiele regelmässig alle vier Jahre gefeiert. Ihm dankt das elische Land den Gottesfrieden, die Ekecheiria, oder nach elischer Ausdrucksweise das Therma (dialektisch für Thesma), welches der Grundquell des Landessegens wurde. Die ganze Landschaft gewinnt dadurch eine Ausnahmestellung, eine Unverletzlichkeit und Heiligkeit, Elis wird so zu sagen ein levitisches Land. So kann Euripides diesen Gau „Dios geitōn“, einen Nachbarn des Zeus nennen, so wird der Alpheios ein heiliger Strom und ein „Freund des Zeus“. —

Aber nicht für Elis allein ward die monatliche Waffenruhe zu einer Quelle des Segens, der sich auch in dem materiellen Zustande der Landschaft offenbarte, sondern ganz Griechenland nahm an dem Segen des Friedens Theil, der so zu einer kaum hoch genug zu schätzenden Wohlthat wurde. So fasst offenbar auch die älteste Ueberlieferung über die Einführung der Spiele durch Iphitos ihre Bedeutung auf. Sie knüpft diesen Act an einen Orakelspruch, der dem Iphitos zu Theil ward, als er den delphischen Gott befragte, wie den schweren Leiden des hellenischen Landes, dem Aufruhr, der Zwietracht, dem Kriege und der Pest zu steuern sei. Die olympischen Spiele solle er erneuern, lautet die Antwort. Offenbar sieht man den Schwerpunkt des ganzen Festes in dieser friedlichen Vereinigung aller hellenischen Stämme. Denn sobald die heiligen Boten „die elischen Friedensbringer, Zeus des Kroniden, der Jahreszeiten Herolde“, wie sie Pindar bezeichnet, Ruhe geboten hatten, ward in ganz Griechenland Friede. Das Geräusch der Waffen verstummte, die gegen einander erregten Gemüther gewannen Musse, der ruhigen Ueberlegung Raum zu geben. Glänzende Gesandtschaften zogen von allen Staaten aus nach Elis und boten Gelegenheit, drohende Zwistigkeiten auf diplomatischem Wege ohne den Aufwand und das Aufsehen besonderer Gesandtschaften abzuwenden. Im Anblicke der allen Stämmen gleich eigenen Kraft, Gewandtheit und männlichen Schönheit fühlte man sich wieder als ein gemeinsames Volk und vergass wenigstens für eine kurze Zeit der cantonalen Eifersüchteleien und Streitigkeiten. Einen durchgreifenden Einfluss auf die Einigung des Landes durch die olympischen Spiele nachzuweisen würde man sich freilich vergeblich bemühen.

Ueberaus streng wird die völkerrechtliche Bestimmung des Gottes-

friedens aufgefasst und gehandhabt. Vom ersten Tage desselben an kann Jedermann unbeeinträchtigt durch ganz Griechenland reisen. Als nach Eintritt der Hieromenia einst spartanische Krieger das Gebiet von Elis betreten haben, muss der Staat eine erhebliche Summe als Busse zahlen. Auch noch in späterer Zeit erhält sich die Heiligkeit des Gottesfriedens in voller Kraft: Zur Zeit Philipps von Makedonien zieht der Athener Phrynon nach Olympia und wird von makedonischen Soldaten ergriffen und ausgeplündert. Sogleich lässt er sich vom Staate zum Gesandten an den König erwählen, der ihm nicht nur alles Verlorene erstattet und ein Beträchtliches hinzufügt, sondern sich auch persönlich in aller Form damit entschuldigt, dass seinen Leuten der Eintritt der Hieromenia unbekannt gewesen sei.

Wann die olympische Feier für ganz Griechenland zum nationalen Feste ward, lässt sich nicht feststellen. Nur die immer weiter um sich greifende Bedeutung der Spiele lässt sich einigermaßen durch die Nachrichten ersehen, welche uns über die nach und nach auftretenden Bewerber und deren Nationalität erhalten sind. So scheint es, dass, nachdem das Fest zuerst ein specifisch elisches gewesen, zunächst die Arkader und Lakedaimonier, sodann die Messenier und bald auch die übrigen Peloponnesier, zuletzt die Megarer, an demselben Theil genommen haben. Von ausserpeloponnesischen Hellenen kamen dann zuerst die Athener hinzu, denen die kleinasiatischen Ioner folgen.

Aber schon vor dem Beginn der christlichen Aera sind die Kämpfer im olympischen Agon nur ausnahmsweise Griechen aus dem Stammlande. Hier hat sich die Theilnahme mit der Glanzzeit Olympias, deren Ende um das Jahr 400 fällt, beträchtlich verloren, während die Griechen der Kolonien in immer dichterem Schaaren herbeiströmen, Grossgriechenland, Rhodos, Kleinasien, später Aegypten, Kyrene und Barke, selbst Phoinikien sendet seine Kämpfer. Besonders zahlreich sehen wir Bewerber aus Alexandria auftreten, welches als Sitz hellenischer Bildung in Aegypten bald der Rechte althellenischer Bürger theilhaftig ward. Man scheint dort eine besondere Vorliebe für den einfachen Wettlauf gehegt zu haben, wenigstens sehen wir unter den uns bekannten Olympioniken aus Alexandria gegenüber den vielen Stadiodromen nur eine verschwindend kleine Zahl anderer Athleten. •

Nach den älteren, strengeren Bestimmungen war griechische Abkunft eine unumstössliche Bedingung für die activen Theilnehmer. Noch Alexander, der Sohn des makedonischen Königs Perdikkas, musste nachweisen, dass er kein Barbar sei, und wurde, als er seinen argivischen

Stammbaum festzustellen vermochte, zwar zu den Spielen zugelassen, konnte aber, trotzdem er gesiegt hatte, den ersten Preis nicht erlangen. Dass man den Römern zur Zeit, als sie ganz Griechenland in Händen hielten, die Berechtigung zur Theilnahme nicht mehr verwehren konnte, liegt auf der Hand; sie galten nicht mehr als Barbaren und suchten überdies ihre Geschlechter auf griechische Ahnen zurückzuführen. Je mehr Fremdlinge mit dem Aufgeben der Exklusivität in Olympia als Bewerber auftraten, um so mehr traten die eigentlichen Hellenen von der Theilnahme zurück. Nachdem man einen römischen Cäsaren mit dem Oelzweig gekränzt hatte, der in Wahrheit im Kampfe jämmerlich unterlegen war, galt der Kranz nicht mehr als ein höchstes, erstrebenswerthes Ziel. Der Letzte, der in Olympia siegt, ist, bezeichnend genug, ein Armenier, Ardavazd, (oder Varaztad) aus dem Geschlecht der Arsakiden. Mit ihm schliesst die Reihe der Olympioniken für immer.

Selbstverständlich konnte nur ein Freigeborener der Kampfes-Ehre an den grossen Volksfesten theilhaftig werden. Wie hätte der Unfreie, dem die Ausübung der Gymnastik überhaupt untersagt war, in ritterlichen Tugenden sich öffentlich mit freien Männern messen dürfen!

Im Uebrigen aber war jeder freie Hellene ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen willkommen.

Ausgeschlossen war Jeder, der sein Haupt durch Blutschuld oder Gottesfrevel belastet wusste, insbesondere wer den elischen Gottesfrieden oder ein Gebot der olympischen Festordnung verletzt hatte, ohne sich durch die vorgeschriebene Busse zu lösen. So waren die Lakonier wegen eines solchen Friedensbruches längere Zeit von der Theilnahme an der Feier ausgeschlossen. So wurde den Athenern der Zutritt verwehrt, weil sie sich weigerten, eine zuerkannte Strafsumme zu zahlen; und solche Wichtigkeit legte man der strikten Einhaltung des von den Festordnern Beschlossenen bei, dass selbst das delphische Orakel den Athenern jede Antwort weigerte, bis sie sich durch Zahlung des Strafgeldes aus der Acht lösten.

Freilich bildeten nicht selten auch politische Gründe den Vorwand, Missliebige von den Spielen auszuschliessen: Als Hieron von Syrakus verabsäumt hat, sich dem gemeinsamen Freiheitskampfe gegen die Perser anzuschliessen, veranlasst Themistokles die Griechen, ihm die Ehre der Theilnahme zu versagen. War somit für die Theilnahme an den Spielen in echt hellenisch-demokratischem Sinne eine Schranke nach Rang oder Vermögen nicht gezogen, so war es doch natürlich, dass die nach beiden Richtungen untersten Klassen sich selten oder nie an den Wettkämpfen

betheiligen konnten, weil die lange Vorbereitungszeit, die Reise und die Kosten des Festes ihnen unerschwingliche Opfer auferlegt hätten. Zumal im Wagenrennen und Wettreiten konnten nur Begüterte auftreten, und so verschmähten auch wohl die Wohlhabenderen und Vornehmeren die einfachen gymnischen Kampfarten und erachteten nur die hippischen als ihrer würdig. Alkibiades enthielt sich trotz seines Ehrgeizes der ersteren gänzlich, da ja Leute niederer Abkunft seine Gegner sein konnten; Straton, der grosse Ringkämpfer und Pankratiast, hatte als vornehmer Alexandriner anfangs die gymnischen Uebungen verachtet, bis ein Milzleiden ihn zum Turnen veranlasste, und er mit der wachsenden Kraft ein so grosses Gefallen daran fand, dass er später in sämmtlichen grossen Spielen als Kämpfer und Sieger berühmt wurde.

Was der Männer Lust und Ehrgeiz war, ward bald auch den Knaben gewährt. Seit der siebenunddreissigsten Olympiade (632 v. Chr.) sieht Olympia den Nachwuchs der Helden bei Wettlauf und Ringen in die Schranken treten. Wie der Knabe mit dem siebenten Jahre schon dem Ringschullehrer übergeben ward, so begann er auch zeitig, an den öffentlichen Spielen seine Kräfte mit Altersgenossen zu messen. Der messenische Knabe Damiskos erringt in der 103. Olympiade (368 v. Chr.) den Sieg im Wettlauf im Alter von zwölf Jahren.

Auch Frauen finden wir hin und wieder in den olympischen Wettkämpfen um die Palme werben. Freilich war dies nur in den hippischen Agonen, im Wagenrennen und Wettritt möglich, wo nicht der Lenker oder Reiter, sondern das Pferd und sein Besitzer den Preis gewann. So treten sie nur als Züchterinnen edler Rosse, nicht etwa als kühne Amazonen in die Schranken. Die erste Frau, welche in Olympia mit Rennpferden auftrat und den Preis gewann, war die Spartanerin Kyniska, Tochter des Archidamos und Schwester des Agesilaos. Plutarch berichtet, dass dieser Letztere selbst die Veranlassung zu dieser Bewerbung gab. Er wollte den Lakoniern, deren Sinn ihm alzusehr auf den Sieg im Wagenrennen gerichtet schien, den Beweis liefern, dass ein solcher Sieg nicht ein Zeichen männlicher Tüchtigkeit sei, wie sie Spartiaten gezieme, sondern dass jeder Wohlhabende, ja sogar ein schwaches Weib im Wagensiege glänzen könne. Nichtsdestoweniger ward Kyniska in Sparta als Heldin durch ein Heroon gefeiert. Ihre Denkmäler in Olympia werden wir an anderer Stelle kennen lernen. Nächst spartanischen Frauen finden sich öfters Makedonierinnen als Bewerberinnen um den olympischen Kranz. —

Wie die geschichtliche Entwicklung der Spiele von dem ursprünglich

einzigsten einfachen Wettlaufe an bis zu der grossen Mannigfaltigkeit der Kampfübungen der späteren Zeit sich vollzogen hat, berichtet Pausanias. Und wenn es gleich wahrscheinlich ist, dass regelmässige Aufzeichnungen über die Feste und ihre Sieger erst in wesentlich späterer Zeit begonnen haben, als im Jahre 777, wie die alte Ueberlieferung will, dem Jahre der ersten Olympiade, so liegt doch auch, wenn man eine ersichtlich falsche Lesart im Pausanias corrigirt, kein directer Grund vor, die von diesem Schriftsteller gemachten Angaben in Zweifel zu ziehen. Sie werden bereits in früher Zeit als geschichtliche Thatfachen gegolten haben, womit freilich nicht gesagt werden soll, dass sie wirklich solche gewesen, noch ausgeschlossen ist, dass tendenziöse Bestrebungen an der Darstellung der Vorgänge Theil haben. In Ermangelung der Kenntniss von den wirklichen Vorgängen werden wir hier zunächst der Ueberlieferung zu folgen haben.

Zur Zeit, als Iphitos die seit Oxylos' Tagen vergessene Festfeier erneuerte, entsann man sich von den Kampfweisen, die bei den Spielen des Herakles in Gebrauch gewesen, nur noch des Wettlaufes. Nach und nach erst taucht die Erinnerung auch an die eine oder andere jener Kampfübungen wieder auf, und erfolgt mit ihr die Wiederaufnahme. So die Ueberlieferung, aus der man ersieht, wie vorsichtig, einem in seinen Bräuchen so conservativen und jeder Neuerung mit höchstem Misstrauen begegnenden Volke gegenüber, Diejenigen verfahren mussten, die dem Feste einen neuen Glanz hinzufügen wollten. Ueberall muss das Neue als eine nur in Vergessenheit gerathene göttliche oder heroische Institution dargestellt werden.

Nachdem nun zuerst bis zur 14. Olympiade nur der einfache Stadionlauf geübt worden war, tritt in dieser letzteren (724 v. Chr.) der Doppel-
lauf, vier Jahre später (Olympiade 15) der Dauerlauf hinzu. Das Fest, welches die 18. Olympiade inaugurirt, gestaltet die Feier mit einem Schlage ungleich reicher. Es führt den Fünfkampf, das Pentathlon ein, in welchem neben dem Wettlauf auch die Kunst des Springens, des Diskos- und Speerwurfes und des Ringens ausgeübt wurde. Zwanzig Jahre später (Ol. 23) tritt dazu der Faustkampf, acht Jahre darauf (Ol. 25 = 680 v. Chr.) die erste und für alle Folgezeit glanzvollste der ritterlichen Uebungen, das Wagenrennen mit dem Viergespann ausgewachsener Rosse, dem erst zweiunddreissig Jahre später (Ol. 33) das Wettreiten folgt. Dasselbe Fest sieht zuerst denjenigen der gymnischen Kämpfe, der als der schwerste und für die Zuschauer als der anziehendste galt, das Pankration, die Vereinigung des Ring- und Faustkampfes. Damit ist

die Reihe der Kampfsarten geschlossen, und nur innerhalb derselben sehen wir später einige Abarten in Aufnahme kommen.

Die 37. Olympiade (632 v. Chr.) gewährte, wie erwähnt, auch den Knaben die Ehre des Wettlaufs und des Ringkampfes. In der folgenden werden die Knaben auch zum Pentathlon zugelassen; der lakonische Knabe Eutelidas siegte in letzterem wie im einfachen Ringkampe. Es blieb aber bei diesem einzigen jugendlichen Sieger im Fünfkampfe, denn die Eleer, wahrscheinlich eifersüchtig auf die Lakoner, die im Pentathlon Meister waren, liessen den Fünfkampf der Knaben nicht wieder zu. Seit Ol. 41 endlich (616 v. Chr.) findet in Olympia auch eine Preisbewerbung der Knaben im Faustkampfe statt.

Eine Bereicherung erhält die Form des Männerwettlaufs in der 65. Olympiade (520 v. Chr.) durch die Einführung des Stadionlaufes Bewaffneter, das Wagenrennen seit der 93. Ol. (408 v. Chr.) durch die Zulassung von Zweigespannen ausgewachsener Hengste, während die Ol. 70 und 71 gemachten Versuche, Zweigespanne von Mauleseln und Stuten als Reitpferde, laufen zu lassen, wenig Beifall fanden und schon Ol. 84 wieder aufgegeben wurden. Seit Ol. 99 (384 v. Chr.) sieht man Viergespanne auch von Fohlen; von Ol. 128 an (268 v. Chr.) auch Zweigespanne derselben auf der Rennbahn, wo endlich zwölf Jahre später (256 v. Chr.) auch gerittene Fohlen erscheinen.

Zuletzt in der 145. Ol. (200 v. Chr.) werden die Knaben auch zu der schwersten der gymnischen Uebungen, zum Pankration zugelassen.

In den musischen Künsten fand in Olympia kein Wettstreit statt, nur ein einzigesmal wurde auf Neros allmächtigen Wunsch seiner Eitelkeit, auch in Olympia als Kitharöde und Dichter zu glänzen, Genüge geleistet.

Wohl hatte man in der 96. Olympiade einen Wettkampf der Trompeter und der Herolde eingeführt, aber dieser Agon bezog sich nicht auf die künstlerische Seite ihres Vortrags, sondern nur auf die Stärke ihrer Lunge und Stimme. In der Nähe des zum Stadion führenden Einganges standen sie auf erhöhtem Platze und überboten einander in Blasen und Rufen. Der Sieger gewann mit dem Kranze das Recht, die Namen der anderen Sieger und die sonstigen an dem Feste zu erlassenden Bekanntmachungen auszurufen. —

Treten wir nun in die speciellere Darstellung der einzelnen Kampfarten und der darin erzielten Leistungen ein.

Die gymnischen Uebungen zunächst wurden in leichte und schwere geschieden. Zu den ersteren gehören der einfache Lauf, der Sprung, der

Diskos- und Speerwurf; zu den schweren der Dauer- und Waffenlauf, das Ringen, der Fünfkampf, der Faustkampf und das Pankration.

Die älteste und einfachste aller olympischen Kampfsarten, schon in homerischer Zeit gekannt und geübt, war also der Lauf. In ihren beiden Versionen als Schnell- und als Dauerlauf bietet diese gymnastische Uebung eine vortreffliche Vorschule für die Märsche und Laufschrittangriffe des Krieges. Sie besitzt einen hervorragenden Einfluss auf die günstige Entwicklung des ganzen Körpers, die Arme ausgenommen. Brust und Lunge, Schenkel und Füße nehmen hier gleichmässig an der Förderung ihrer Ausbildung Theil. So ist denn auch der an Wuchs ideale Held der Hellenen, Achill, der rüstigste Läufer des Heeres. Ihm nahe kommen Aias und Odysseus, die ihre Kräfte in jenem herrlich geschilderten Wettlaufe messen, bei dem Odysseus durch die Gunst der Athena den Preis gewinnt.

Die Laufübung bedurfte äusserst geringer Vorrichtungen: ein Baum in freiem Felde mochte das erste Ziel, die Länge der Bahn zunächst eine unbestimmte sein. In homerischer Zeit finden wir den Preis des Sieges selbst als Zielpunkt aufgestellt. Zu beiden Seiten der Bahn reihten sich die Zuschauer. Wollte man bequemer und von erhöhtem Standpunkte aus sehen, so wählte man den Saum eines Hügelzuges oder besser noch ein schmales Thal zwischen zwei sanften Höhen als Schauplatz. Als die einfache, aus dem Wunsche die gegenseitigen Kräfte zu messen, erwachsene Laufübung sich zu einem regelrechten Spiel ausbildete, bedurfte es nur noch einer Ebenung der Laufbahn und der Feststellung einer bestimmten Länge durch Markirung der Ablaufs- und Ziellinie. So einfach war die Laufbahn, das „Stadion,“ zu Athen gewesen, bis Herodes Atticus zur Zeit der Antonine den Zuschauern, die zuvor auf dem blossen Abhange der Wälle gesessen hatten, marmorne Sitzreihen herstellte. So einfach ist das Stadion zu Olympia allezeit geblieben. Der Abhang des Hügelzuges, deren letzter Ausläufer der Kronosberg ist, bildete die sanft ansteigende nördliche Böschung; an den drei anderen Seiten war eine künstliche Wallschüttung erforderlich, um die wünschenswerthe Menge von Plätzen zu gewinnen. Auf dem sommerlich verdorrten Rasen, dessen Wurzelgeflecht die Böschungen gegen die Macht der Winterregen schützte, hockte eine nach Tausenden zählende Menge ohne jede Sitzbequemlichkeit, wie heut noch der griechische Hirt oder Bauer oft stundenlang ohne Unterstützung über dem Erdboden kauert.

Die Bahn, welche die Läufer bei dem einfachen Wettlaufe zu durchmessen hatten, betrug in Olympia sechshundert olympische Fuss, rund

hundert und zweiundneunzig Meter. Die Entfernung scheint gering, aber sie war doch wohl ausreichend, um den Sieg nicht von einem Zufall abhängig zu machen, denn, wie Lukian uns belehrt, „nicht auf einem harten widerstehenden Boden“ liefen die Kämpfenden, „sondern in tiefem Sande, wo man nicht fest fassen und sich aufstemmen kann, weil der Fuss im nachgiebigen Sande zurückweicht.“

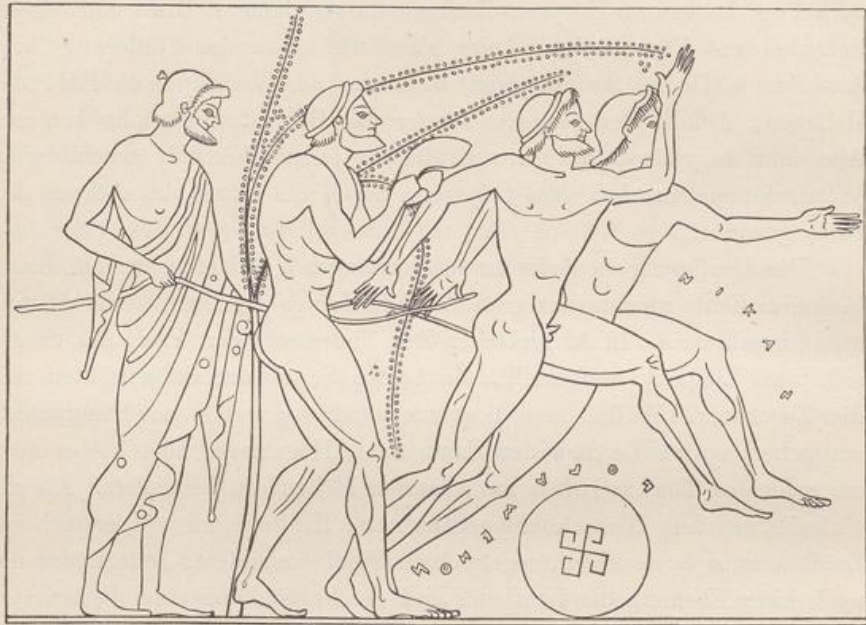


Fig. 3.

Die Stadionläufer, deren gewiss eine erhebliche Anzahl zur Wettbewerbung antrat, liefen nicht Alle auf einmal, sondern in Abtheilungen von je Vieren, deren jedesmalige Sieger dann unter sich certirten.

So sehen wir ihrer Viere im schnellsten, durch heftige Bewegung der Arme unterstützten Wettlaufe auf einer schwarzfigurigen Vase des Berliner Museums, so auf einer anderen, aus der Feoli'schen Sammlung stammenden, die unser Holzschnitt (Fig. 3) wiedergiebt, ihrer Zwei unter Aufsicht eines Lehrers im Uebungslaufe, unbekleidet, nur die Haare durch ein Band oder eine anschliessende Kappe zusammengehalten, während der dahinter stehende Genosse sich zum Sprunge anschickt, ein Diskos auf die eben verlassene oder später vorzunehmende Uebung deutet.

Die Läufer im Diaulos, im Doppellauf, hatten die Stadionlänge hin und her zurückzulegen, während für den Dauerlauf (Dolichos) die zwölf-

malige Umkreisung der Bahn, also vierundzwanzig Stadien, das übliche Maass gewesen zu sein scheint, mehr als viereinhalb Kilometer, gewiss eine beträchtliche Strecke für ununterbrochenen Schnelllauf.

Die letzte und, wie bemerkt, erst in der 65. Olympiade eingeführte Art des Wettlaufes bildete derjenige der Bewaffneten, die das Stadion

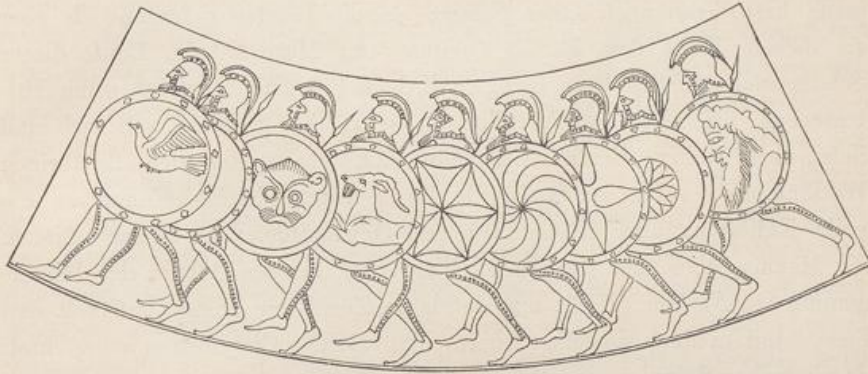


Fig. 4.

zweimal zu durchmessen hatten. Waren die Läufer anfangs in voller Feldrüstung gerannt, d. h. mit Helm, Beinschienen und Schild, (vgl. den beigegebenen Holzschnitt Fig. 4 nach einer italischen Vase, Gerhard, A. V. IV.) so behielt man in späterer Zeit nur den letzteren bei, als das Schwerste

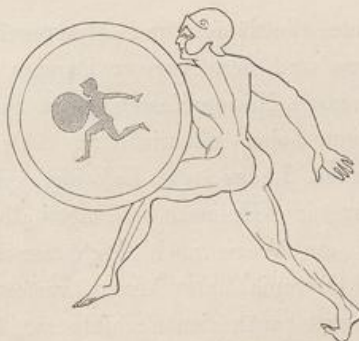


Fig. 5.

und der freien Bewegung der Arme Hinderlichste. Zum Gebrauche bei diesem Wettkampfe wurden im Zeustempel fünfundzwanzig eherne Schilde aufbewahrt. Dass auch der Speer bei dem Hoplitenlaufe getragen wurde, würde aus unserem Bilde hervorgehen, wenn Gerhard's Meinung, dass es einen solchen Lauf darstellen soll, ganz sicher begründet wäre. Man

könnte aber sehr wohl in diesem Bilde auch eine militärische Uebung oder einen kriegerischen Tanz erblicken. Auf einer Vase des Berliner Museums finden wir den Waffenlauf der späteren Zeit unverkennbar dargestellt. Eine Gestalt aus dieser Darstellung giebt Fig. 5. Sie ist nur mit Helm und Schild gewappnet und ohne Speer. —

Im Uebrigen waren die Wettlaufenden völlig nackt. Bis zur 15. Olympiade hatte man noch einen Schurz um die Lenden getragen; als aber an diesem Feste dem Läufer Orsippos aus Megara beim Laufe dieser Schurz sich zufällig löste und zur Erde fiel, warfen sogleich seine Mitbewerber, um nicht im Nachtheil zu sein, ihre Schurze von sich und liefen nackt weiter. Seitdem liess man die Läufer, später auch alle übrigen Wettkämpfer, völlig nackt in die Bahn treten. Nichts hindert so die volle Entfaltung aller Körperkraft und Gewandtheit; im Sturme fliegen die Männer über den stäubenden Sand, den heissen Athem des Hintermannes im Nacken. Nicht nur der laute Zuruf der Menge beflügelt den Fuss, sondern auch sie selbst feuern sich, wie Dio Chrysostomos berichtet, durch lautes Schreien zu schnellerem Laufe an.

Von der Schnelligkeit des Wettlaufes, die den Läufer, dem fliegenden Geschosse gleich, den Zuschauern gleichsam unsichtbar machte, giebt ein griechisches Epigramm ein poetisches Bild:

„Nur an den Schranken erblickten wir ihn, des Meneklees Sprössling,
„Oder am äussersten Ziel, nicht in der Mitte der Bahn.“

Als ausgezeichnete Wettläufer und olympische Sieger kennen wir Antipatros aus Epeiros und den Argiver Dandes. Des Letzteren Siege allein in den vier grossen Nationalfesten giebt Simonides auf zweiundzwanzig an, die übrigen seien gar nicht zu zählen. Alle Zeitgenossen übertraf an Schnelligkeit Ladas, ein Lakonier, dem seine Landsleute hierfür ein Denkmal in seiner Heimath errichtet hatten, und nach welchem auch eine Rennbahn am Wege nach Orchomenos den Namen führte. Seine Siegerstatue in Olympia hatte Myron verfertigt; sie war eins der vollendetsten Werke jenes berühmten Erzbildners. Das schöne Epigramm auf dieses Bildwerk hat Herder übersetzt:

„Wie du zum Ziel hinflgst mit schwebendem Fuss in den Lüften,
Wie mit athmender Brust auf zum pisäischen Kranz
Du dich hobest, so hat dich, Ladas, Myron gebildet,
So schwingt, leicht wie die Luft, deine Gestalt sich empor,
Voll von Hoffnung. Es schwebt auf äusserster Lippe der Hauch ihm,

Seine gehöhlte Brust wölbet Verlangen hinauf.
Fast schon hüpfet das Bild von dem Fussgestelle zum Kranz auf —
O der lebenden Kunst! — leicht wie der athmende Geist.“

Wie aber solche im Spiel geübte Fertigkeit und Ausdauer im Ernste des Lebens sich bewährte, davon erzählt die Geschichte mehr als ein Beispiel: Als die Perser nahen, und Athen die Spartaner zu Hilfe rufen will, sendet man nicht einen Reiter noch ein schnell segelndes Schiff aus, sondern den Pheidippides — zu Fuss. Und dieser Wackere legt die Strecke von achtundzwanzig deutschen Meilen in zwei Tagen zurück. — Als die schwer bewaffneten hellenischen Schaaren bei Marathon sich aus weitester Ferne her in Wettlaufsritt setzen, glauben die Perser sie seien wahnsinnig geworden. Aber in unverändertem Tempo braust die Masse daher und wirft mit mächtigem Anprall die Ueberraschten über den Haufen. Eine noch grössere Leistung als Pheidippides vollbringt der Boiotier Euchidas, der den zehn Meilen langen Weg von Plataiai nach Delphoi in einem Tage hin und zurück durchmisst; freilich bricht er bei seiner Rückkunft todt zusammen. Ein anderer Boiotier, Lasthenes legt den vier Meilen langen Weg von Koroneia nach Theben im Wettlaufe mit einem Kampfsosse zurück und gewinnt die Wette. Ein olympischer Sieger, Argeus, der den Preis im Dauerlaufe gewonnen hat, eilt in der Freude seines Herzens unmittelbar vom Kampfplatze fort und erreicht noch am nämlichen Tage seine in gerader Linie dreizehn Meilen weit entfernte Heimath; er überschreitet dabei zwei beträchtliche Gebirgszüge. Die Wahrheit solcher und anderer Berichte anzuzweifeln, wie dies zu Zeiten geschehen ist, haben wir kein Recht angesichts der phänomenalen Leistungen, welche in unseren eigenen Tagen von einem Käpernick und Anderen völlig verbürgt sind. Im März dieses Jahres (1882) legte der Lieutenant Salvatore Marsala die Strecke von Lecce nach Tarent binnen vierundzwanzig Stunden hin und her zurück, ein Dauerlauf von hundertachtundsechzig Kilometer oder zweiundzwanzig und einer halben deutschen Meile, mit welchem der Genannte den oben erwähnten Euchidas noch um zwei und eine halbe Meile schlägt. Ungefähr gleichzeitig lief der „l'homme vapeur“ genannte Schnellläufer in drei Stunden um Paris herum, eine Strecke von vierundvierzig Kilometer. —

Für die Knaben war in Olympia nur der einfache Stadionlauf üblich, während sie bei den pythischen Spielen auch im Diaulos und in einem Laufe auf steiler Bahn, dem Berglaufe, mit einander wetteiferten. Sie hatten indessen nur eine kürzere Strecke, als die Erwachsenen, wie es

scheint die Hälfte des Stadions, zu durchlaufen. Auch von einem Wettlaufe der Jungfrauen in Olympia berichtet Pausanias. Er fand nicht zur Zeit der grossen Spiele statt, sondern an dem Feste, welches in jedem fünften Jahre der Hera gefeiert wurde. Auch hier wurden die Bewerberinnen dem Alter nach in verschiedene Klassen getheilt; die Jüngsten liefen zuerst, die Aeltesten machten den Beschluss. Diese elischen Jungfrauen — wenigstens scheint die Theilnahme an diesem Agon auf einheimische Frauen beschränkt gewesen zu sein — liefen in kurzem, dicht



Fig. 6.

über dem Knie endenden Chiton, entblösster rechter Schulter und fliegendem Haare. Eine solche Siegerin in den Heräen scheint die schöne Statue im Museo Pio Clementino darzustellen, welche unser Holzschnitt (Fig. 6) wiedergiebt. Auch diese Jungfrauen liefen in dem um ein Sechstel verkürzten olympischen Stadion, der Siegespreis war der Zweig des Oelbaums und ein Stück von dem Opferthiere. Auch sie durften sich nach erlangtem Siege Portraitbildnisse stiften, aber nicht plastische, sondern gemalte. Als Preisrichterinnen fungirten die sechzehn elischen Frauen, welche der Göttin das heilige Gewand gewebt hatten, das bei jedem Feste erneut wurde. Auch dieser Wettlauf knüpft sich an den Mythos von der Einwanderung des Pelops. Hippodameia nämlich soll, um der Hera für ihre Vereinigung mit dem Helden sich dankbar zu erzeigen, ihr zu

Ehren sechzehn elische Frauen um sich versammelt und mit ihnen zuerst in Olympia die Heräen gefeiert haben. In diesem ersten Preislaufe siegte Chloris, die Tochter des Amphion, nebst ihrem Bruder Amyklas der einzige Ueberrest der Kinder der Niobe, welchen die zürnenden Götter verschont hatten.

Nach einer anderen Version freilich waren die Heräen erst in späterer Zeit entstanden, nachdem die Stammesstreitigkeiten zwischen Elis und Pisa, welche die Misswirthschaft des Tyrannen Damophon im Gefolge hatte, durch die kluge Vermittelung von sechzehn elischen Frauen beigelegt worden waren. Man hatte hierzu aus den sechzehn elischen Stämmen je die älteste oder angesehenste Frau erwählt, und so blieb die Zahl der sechzehn Kampfrichterinnen bestehen, auch nachdem die Zahl der elischen Demen längst auf die Hälfte herabgegangen war. Zu der Feier der

Heräen gehörten ausser dem Wettlaufe und den Opfern auch Reigentänze, welche von jenen sechzehn vornehmen Frauen aufgeführt wurden. —

Ein weit grösseres Maass von Kunstfertigkeit, von eigentlicher Schulung, als für den Wettlauf erforderlich war, erheischte die zweite Gattung der olympischen Kämpfe, das Ringen. Die Erfindung dieses in hohem Ansehen stehenden Kampfes schreibt die attische Legende ihrem Stammesheros Theseus zu. „Früher“, heisst es, „brauchte man nur Grösse und Stärke zum Ringen; Theseus aber rang zuerst mit Kunst, er erfand die Kunst des Ringens.“

Nicht die rohe Gewalt macht hier den Meister, sondern die geschulte Technik, der ruhige aber schnelle Blick, welcher jeder Bewegung des Gegners folgt, die Wahl der Stellung und Auslage, die geschickte Deckung, der blitzgeschwinde Griff bei Blossgebung des Gegners, die kunstvolle Finte, die ihn zu falscher Deckung veranlasst. Und nicht nur der Sieg an sich erscheint als etwas Rühmliches, sondern auch die Eleganz, mit welcher er erfochten wird. Als der Knabe Kratinos in Olympia den Kranz erlangt, rühmt man an ihm, dass er im Ringen die höchste Schönheit entfaltet habe, und um dieses Vorzuges willen gewährt man eine sonst unerhörte Gunst, die, dass auch seines Ringlehrers Bildniss neben dem seinen in Olympia aufgestellt werden darf. —

Zwei Arten des Ringkampfes sind hier zu unterscheiden: Bei der ersteren galt es, den Gegner dreimal so zu werfen, dass er mit den Schultern den Boden berührte. Mit gespreizten Beinen, zurückgebeugtem Oberkörper, den Kopf in die Schultern gedrückt und die Oberarme an die Seiten der Brust gedrängt, stehen die mit Oel gesalbten und dann mit Sand oder Asche bestreuten Ringer einander gegenüber und lauern auf die Blösse, die der Gegner sich geben könnte. Endlich erfolgt der Ausfall; oft ist der erste Griff schon der entscheidende. Bei den Schultern und Armen sucht man den Gegner zu packen, namentlich ihn im Gebrauche der letzteren möglichst zu beschränken. Ihm ein Bein zu stellen, mit der Ferse in die Kniekehle zu schlagen, gilt als erlaubt. Ein Bein des Gegners zu ergreifen und durch schnelles Emporreissen desselben ihn zu Fall zu bringen ist ein ebenso häufig angewendetes Mittel wie ein plötzlicher Sprung in den Rücken des Gegners und das Umschlingen seines Leibes mit den Schenkeln. Auch drängte man mit den Stirnen gegeneinander, verdrehte dem Gegner die Glieder, ja brach einander auch wohl die Finger ab. Dass diese letztere, unserem humaneren Zeitalter barbarisch vorkommende Kampfweise auch zu jener Zeit nicht allzu häufig in Anwendung kam, beweist die Ueberlieferung der Namen solcher

Ringkämpfer, welche sie nicht verschmähten. So Leontiskos aus Messina und Sostratos aus Sikyon, welch' Letzterem diese üble Gewohnheit den Zunamen Akrochersites, der „Fingerspitzler“ eingetragen hatte.

Auch durch das eigene Körpergewicht den Antagonisten niederzudrücken war eine beliebte Methode. Milon, der berühmte krotoniatische Ringer und sechsfache Olympionike wandte sie in vorgerückteren Jahren, wo ihm für die sonstigen Kunstgriffe die Gelenkigkeit abgehen mochte,

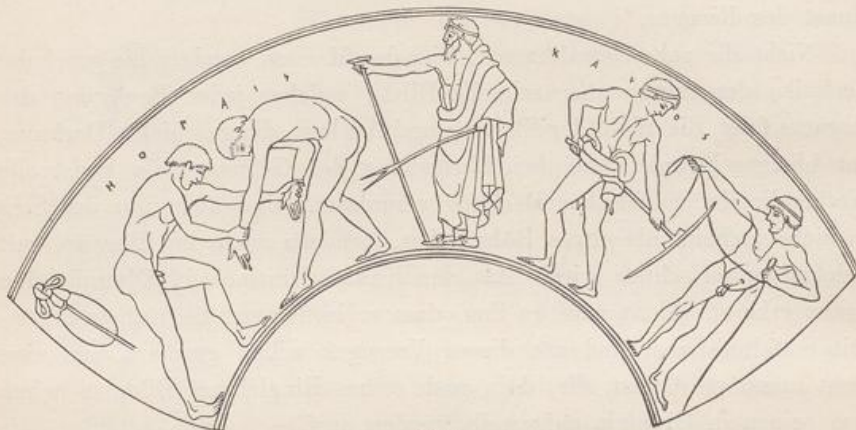


Fig. 7.

ausschliesslich an. Einen siebenten Sieg vereitelte sein sehr jugendlicher Gegner, der ihn kluger Weise stets so weit von sich abzuhalten wusste, dass Jener ihn nicht umfassen und durch die Last seines Körpers zu Boden drücken konnte. Es scheint dass nur diese bisher beschriebene Art des Ringens in dem einfachen Ringkampfe und im Fünfkampfe bei den grossen Festen in Anwendung kam.

Die linke Seite unserer Fig. 7, Gerhard's Ausgew. Vasenbildern entlehnt, zeigt neben dem beaufsichtigenden Lehrer zwei Ringer, von denen der rechts Stehende anscheinend einen Griff nach dem Fusse des Gegners beabsichtigt hatte, aber noch rechtzeitig von diesem bei den Handgelenken erfasst und an dem verhängnissvollen Griffe gehindert wurde.

Minder harmloser Art war der Ringkampf, welcher auch in Olympia im Pankration, der Combination von Ring- und Faustkampf, geübt wurde. Hier war nicht das mehrmalige Niederwerfen des Gegners für den Sieg entscheidend, sondern der im einfachen Ringen begonnene Kampf setzte sich auch dann noch fort, wenn die Kämpfenden zu Fall gekommen waren, und endete nicht eher, als bis sich einer der Kämpfenden durch Ausstrecken der Hand für besiegt erklärte. Alle jene Mittel, die im

Standkämpfe erlaubt waren, galten auch für den Ringkampf am Boden. Dazu war es gestattet, den Gegner am Halse zu packen und ihm die Kehle zuzuschnüren. Von den Zähnen Gebrauch zu machen, war unerlaubt; doch kam es in der Wuth des Kampfes bisweilen vor.

Von dieser zweiten, ernsteren Art des Ringkampfes giebt die bekannte Kämpfergruppe der Tribuna in Florenz, die unser Holzschnitt (Fig. 8) vergegenwärtigt, eine vortreffliche Anschauung. —



Fig. 8.

Als der gefeiertste Ringer des Alterthums galt allezeit der schon genannte Milon, der Sohn des Diotimos aus Kroton in Unteritalien. Von seiner Stärke wird Ausserordentliches berichtet: so umschloss er mit der Hand einen Granatapfel und vermochte die Stellung derselben so fest zu bewahren, dass ihm Niemand mit Gewalt die Frucht entreissen konnte, noch auch die letztere durch den Druck verletzt ward. Sodann stellte er sich auf einen mit Oel bestrichenen Diskos, und Niemand war im Stande, ihn von demselben herab zu ziehen oder zu stossen. Ferner band er sich eine Darmsaite um die Stirn, presste dann die Lippen zusammen und hielt den Athem an, bis ihm die Adern am Kopfe so anschwellen, dass die Saite zerriss. Von seiner glatt ausgestreckten Hand den kleinen Finger abzubiegen vermochte Niemand.

Der Ueberlieferung nach ward das Bewusstsein seiner Stärke die Ursache seines traurigen Endes: In einsamer Gegend bei Kroton sah er im Walde einen Baumstamm, in welchen man Keile eingetrieben hatte, um ihn zu spalten. Im Uebermuth drängte Milon seine Hände so kräftig in den Spalt, dass die Keile herausfielen. Zurückzuziehen aber vermochte er die Hände nicht wieder und so ward er von den Wölfen zerrissen.

Aber nicht nur zu gelegentlichen staunenswerthen Productionen ge-

brauchte Milon seine riesige Körperkraft, sondern, wo es noth that, stellte er sie auch in den Dienst des Vaterlandes. So zog er in der Schlacht am Traeis gegen die Sybariten seinen Landsleuten voran, ein Löwenfell um die Schultern und eine gewaltige Keule in der Hand, ein zweiter Herakles an Stärke und Erscheinung, und seine jeden Widerstand besiegende Macht brachte den feindlichen Flügel zum Weichen und damit die Entscheidung der Schlacht.

Nur ein Zeitgenosse war noch stärker als Milon, ein aitolischer Rinderhirt Tithormos. Als Milon von diesem Manne hörte, machte er sich auf und fand ihn im Gebirge. Um ihm eine Probe seiner Kraft zu geben, griff er einen Stier aus der Heerde und hielt ihn bei dem Hinterfuss fest, Tithormos aber machte dasselbe Stück mit zwei Stieren zugleich. Da zog Milon beschämt von dannen. —

Von allen olympischen Kampfsarten ist unsrem heutigen Gefühle am wenigsten sympathisch der Faustkampf; und es bleibt allen Versuchen gegenüber doch immer nicht recht erklärlich, wie ein hochgebildetes und ästhetisch so fein fühlendes Volk an dem barbarischen Schauspiel Gefallen finden konnte, wie zwei Männer einander mit schwerbewehrten Fäusten ins Antlitz schlugen, sich bis zur Unkenntlichkeit zerhieben und blutüberströmt so lange im Kampfe verharren, bis der

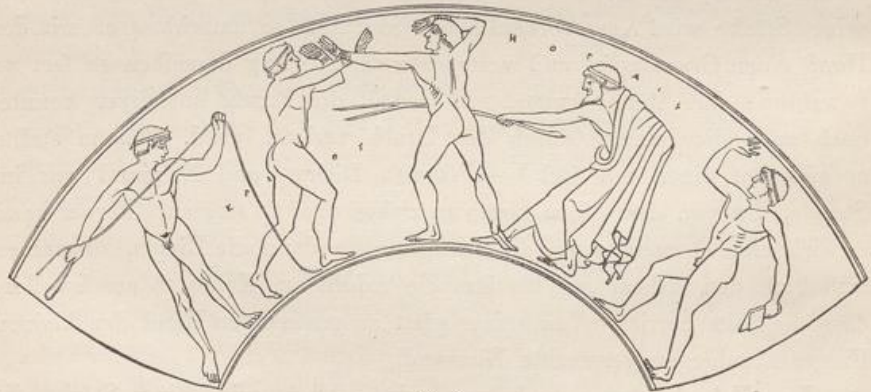


Fig. 9.

Eine sich für besiegt erklärte oder kampfunfähig zusammenbrach. Denn nicht nur zur Römerzeit, sondern auch bei den Griechen war diese Art des Kampfes kein Spiel mehr, sondern blutiger Ernst und nicht minder gefährlich als die Boxergefechte Englands. Mehr als einmal bleibt auch in Olympia der Eine todt auf dem Platze. Solchen tragischen Ausgängen des barbarischen Spieles gegenüber klingt das Urtheil des griechischen

Arztes Antaios, die Uebung des Faustkampfes sei ein treffliches Mittel gegen Schwindel und chronischen Kopfschmerz, fast wie ein schlechter Scherz. Bei den Uebungen in der Ringschule, welche uns die Mittelgruppe des in Fig. 9 dargestellten Bildes (derselben Vase entnommen, von welcher Fig. 7 herrührt) vergegenwärtigt, wurden die Unterarme und Hände mit weichen Riemen von Ochsenhaut umwunden in der Weise, wie die beigegebene Abbildung (Fig. 10 oben) zeigt. Die Finger blieben hierbei frei, um zur Faust geschlossen zu werden. Bei ernsterem Faustkampfe besetzte man einzelne Stellen dieses Geflechtes, insbesondere am Ballen, mit Streifen und Stücken gehärteten und scharfkantigen Leders, mit Nägelköpfen oder Buckeln aus Blei. Solche Armatur diente nicht nur zum Angriff, sondern auch zum Pariren; so finden wir bei einer Athletenstatue in der Villa Pamfili zu Rom (s. Fig. 10 unten) nicht nur die mittleren Glieder der Finger mit einem Schlagring bewaffnet, sondern auch den Unterarm durch eine starke Platte geschützt, deren harte Kanten dem Gegner sicherlich einen gewaltigen Schmerz bereiteten, wenn der volle Hieb der Faust darauf traf. Eine nahezu zu einer selbständigen Waffe gewordene Armatur der Hände zeigt eine Statue des Dresdener Museums (Fig. 11), welche zugleich eine Vorstellung von der Auslage der Faustkämpfer vermittelt. So ausgerüstet schlug man mit vollster Gewalt auf den Gegner ein; wie schwere Hämmer fielen die Fäuste auf Haupt und Brust. Bei jedem Zuschlagen stöhnten die Kämpfenden tief auf wie die Holzfäller beim Schlage der Axt. Gleichmässig waren beide Arme zum Schlage wie zur Parade geschult und gestählt.

Dass bei solchem Kampfe die Gliedmassen nicht unversehrt blieben, kann nicht Wunder nehmen. Insbesondere hatten die Nase, die Ohren



Fig. 10.



Fig. 11.

und die Zähne zu leiden. Urkundliche Zeugnisse solcher Verstümmelungen sind in den Epigrammen auf Faustkämpfer und Pankratiasten mehrfach erhalten:

„Nun hat Pisa ein Ohr des Androleos, so hat Plataiai
Eines der Augen; für todt trug man zu Pytho mich weg.“

Ja bis zur völligen Unkenntlichkeit wurde oft das Antlitz zerschlagen:

„Als sich nach zwanzig Jahren Odysseus endlich zur Heimat
Rettete, kannte der Hund seines Gebieters Gestalt.
Aber Du, Stratophon, bist nach kaum vier Jahren des Faustkampfes
Nun unkenntlich der Stadt, nicht nur den Hunden allein.
Würdest Du jetzt Dich selbst im Spiegel betrachten, Du schwürest
Sicherlich auch: fürwahr, dieser ist Stratophon nicht.“

Ein anderes Epigramm stellt scherzweise dem Bruder eines Faustkämpfers den Verlust einer umstrittenen Erbschaft in Aussicht, da dieser von Niemand mehr als der richtige Zeuge agnoscirt werden könne.

Und nicht nur die literarischen, sondern auch die statuarischen Monumente bekunden solche körperlichen Missbildungen in Folge des Faustkampfes in reichlichem Maasse. Das von den vielen Fausthieben plattgehauene und innerlich verschwellene, auch wohl verstümmelte, sogenannte „Pankratiastenohe“ ist ein nicht selten vorkommendes und sicheres Kennzeichen der Siegerstatuen von Faust- oder Pankrationkämpfern. Herakles, Kastor und Polydeukes tragen es häufig als Zeichen ihrer athletischen Tüchtigkeit.

Auch die olympischen Ausgrabungen haben uns zwei solche durch ihre Ohren charakterisirte Faustkämpferköpfe eingebracht (Taf. XI.) deren Würdigung einer späteren Stelle vorbehalten bleiben muss.

Bei einer so schweren und furchtbaren Bewehrung der Hände war ein Schutz vor dem Schlage des Gegners minder durch die Parade mit dem Arme zu erreichen, als vielmehr durch ein geschicktes Ausbiegen und gänzliches Vermeiden des Schlages. So konnte es kommen, dass sich zwei geschickte Kämpfer lange Zeit gegenüberstanden, ohne sich gegenseitig Erhebliches anhaben zu können. Bei dem Erlahmen der Kraft wurde dann wohl für kurze Zeit Waffenstillstand gemacht. Die Kämpfer ruhten einige Augenblicke aus, wobei sie sich, um auch den Beinmuskeln eine Abwechslung zu gönnen, häufig auf die Knie niederliessen.

War die Geschicklichkeit der Gegner gleich, so griff man wohl endlich zu einer besonderen Art, den lang andauernden Kampf zur Entscheidung zu führen. Diese Methode, welche den Namen Klimax führte, bestand darin, dass die Gegner nicht mehr dem Schlage auswichen, sondern ihn Zug um Zug aufnahmen, ohne sich zu decken, bis endlich der Eine sich für besiegt erklärte.

Mit Recht galt es für eine besonders hohe Leistung, dem Gegner so geschickt ausgewichen zu sein, dass man überhaupt keinen Schlag von demselben empfangen hatte. So konnte sich der elische Knabe Hippomachos rühmen, drei Gegner im Faustkampf besiegt zu haben, ohne eine Wunde, ja auch nur einen Schlag erhalten zu haben.

Als höchste Leistung aber galt es, weder einen Schlag empfangen noch einen solchen ausgetheilt zu haben. Hier musste der Gegner sich der Geschicklichkeit des ausweichenden Antagonisten gegenüber so lange fruchtlos abarbeiten, bis ihm vor Mattigkeit die Kräfte versagten, und dem zäher Ausdauernden der Kranz zufiel. —

Als schwerster der olympischen Kämpfe galt das Pankration. Wie es eine Vereinigung des Ringens mit dem Faustkampfe bildete, so folgte es auch in der olympischen Festordnung diesen beiden Kampfspielen unmittelbar nach, als das letzte des ersten Männerkampftages und das gewaltigste von allen. Denn hier musste, den Sieg zu erlangen, die höchste Geschicklichkeit und Schulung, die dem Ringer zu eigen war, sich mit der mächtigsten physischen Kraft paaren. In der ausserordentlich grossen Mannigfaltigkeit der Situationen, der grössten Freiheit in den Methoden des Angriffs und der Abwehr bot sich den Kämpfern volle Gelegenheit, alle Kraft, Geschicklichkeit, Klugheit und List zu entfalten; den Zuschauern das anziehende Schauspiel eines Kampfes, welcher mit dem ernstesten Ringen zweier unbewehrter Männer auf Leben und Tod die höchste Aehnlichkeit besitzen musste. Da hier die Hände zum Fassen des Gegners geeignet sein sollten, trugen die Pankrationkämpfer nicht die furchtbare Waffe der Metallarmaturen, sondern hieben mit unbewehrten Händen.

Auch durfte der Kampfordnung nach nicht mit der vollen Faust, sondern nur mit den Knöcheln der gekrümmten Finger zugeschlagen werden. Auch hier währte der Kampf bis zur völligen Unfähigkeit oder freiwilligen Unterwerfung des Gegners.

Diese rohesten der gymnastischen Uebungen, Faustkampf und Pankration, sind es, aus denen dann die zunftmässige Athletik ihren Ursprung nimmt. Wohl mit Staunen über fast übermenschliche Kraftproben, aber

ohne wärmere Sympathie blickt unser Zeitalter auf jene Männer, die von Jugend auf lediglich für die Athletik dressirt, dem „starken Mann“ unsrer Jahrmärkte gleich, von Fest zu Fest ziehen und in dem Siege nicht mehr eine Ehre, sondern ein Erwerbsmittel sehen. Auch ihre äussere Erscheinung vermag sich nicht mit der des Läufers oder einfachen Ringkämpfers zu messen. Eine unmässige Diät und einseitige Leibesübungen haben die Muskeln auf Kosten des übrigen Körpers in übertriebener Weise ausgebildet:

„Gewaltige Stieresmuskeln, Schultern ganz von Erz,
Wie Atlas einst, um Haupt und Bart wie Herakles,“

In der That ist das Bild des farnesischen Herakles in seiner übermässig entwickelten Muskulatur und Körperfülle der echte Typus des zunftmässigen Athleten. Aehnliche Erscheinungen, zu denen solche wandernden Pankratiasten Modell gestanden haben mögen, hat der pergamenische Altarfries in einzelnen bis zum Widerwärtigen gesteigerten Kraftgestalten der Giganten gebracht. —

Dass eine solche planmässige Ausbildung der Kraft schliesslich zu fast unglaublich scheinenden Leistungen befähigte, kann nicht Wunder nehmen. Die Beispiele solcher Kraftproductionen, welche Depping in seinen „Wundern der Körperkraft“ aus allen Jahrhunderten bis zur Gegenwart gesammelt hat, berechtigen uns vollkommen zu der Annahme, dass die Nachrichten der Alten über die Leistungen berühmter Athleten nicht übertrieben sind. So hatte der Athlet Melankomas seine Muskeln dermaassen gestählt, dass er vermochte, zwei Tage lang in der Auslage zu stehen.

Unter den gewaltigen Pankratiasten, deren Thaten uns berichtet werden, ragen zwei ganz besonders hervor, Theagenes und Pulydamas. Der Erstere war der Sohn eines Priesters des Herakles auf der Insel Thasos, ja nach späterer Legende ein Sohn des Herakles selbst. Schon im Knabenalter hatte er ungewöhnliche Proben von Körperstärke abgelegt; so trug er einst im neunten Lebensjahre auf dem Heimwege von der Schule die ihm gefallende Erzstatue eines Gottes vom Markte auf der Schulter nach Hause. Nur die beschwichtigende Stimme eines angesehenen Greises rettete den Knaben von der Todesstrafe für diesen Gottesfrevel. Später ward er bei den öffentlichen Festspielen der gefürchtetste Gegner im Faustkampf und im Pankration. Nach Pausanias hätte er im Ganzen vierzehnhundert Siegeskränze davongetragen, Plutarch giebt deren nur zwölfhundert an, Zahlen, die jedenfalls erkennen lassen,

dass Theagenes durchaus berufsmässiger Athlet geworden war. Nichtsdestoweniger ward er später in Thasos als heilbringender Landesheros gefeiert.

Von Pulydamas, dem Sohne des Nikias, einem Thessalier aus Skotussa, werden noch weit grössere Kraftstücke als vom Ringer Milon berichtet, die seiner weit über gewöhnliches Maass hinausgehenden Körpergrösse entsprachen. Er trat mitten in eine Viehheerde, fasste den grössten und wildesten Stier derselben an einem der Hinterfüsse bei der Klauenspitze und liess trotz allen Springens und Drängens des wüthenden Thieres nicht los, bis der Stier sich mit aller seiner Kraft so losriss, dass er die Klaue in des Mannes Hand zurückliess. Ein anderes Mal hielt Pulydamas einen in vollem Laufe befindlichen Wagen von hinten durch den Griff mit einer Hand auf. Um es dem Herakles gleichzuthun stieg er auf den thessalischen Olympos, wohin sich bisweilen aus dem benachbarten thrakischen Gebirge auch Löwen verirrt, und hier soll er ohne jegliche Waffe einen grossen und starken Löwen bewältigt haben. Darius, der Sohn des Artaxerxes, der von den Kraftproben des Pulydamas gehört hatte, bewog ihn gegen eine grosse Belohnung nach Susa zu kommen, und hier nahm er den Kampf gleichzeitig gegen drei aus der Schaar der sogenannten Unsterblichen auf und erschlug sie.

Pausanias, der diese Thaten erzählt, berichtet auch, dass sie auf dem Postament seiner Ehrenbildsäule, die in Olympia nordöstlich vom grossen Tempel stand, theils abgebildet, theils in der Inschrift genannt waren. Es ist nach einer zuerst von Dr. Weil ausgesprochenen Vermuthung nicht unwahrscheinlich, dass wir mehrere Theile jener mit Reliefs geschmückten Basis in der dritten olympischen Campagne aufgefunden haben. Bisher auf Thaten des Herakles gedeutet, zeigen die Darstellungen zunächst einen gewaltigen Mann, der einen Löwen mit den Händen erwürgt. Auf einer zweiten Seite des Postaments erblicken wir den erwürgten Löwen, auf dessen hingestrecktem Leibe der Held von seiner That ausruht. Ein drittes Stück ist so fragmentirt, dass sich eine Erklärung bis jetzt noch nicht geben liess.

Wie Milon durch übermüthiges Vertrauen in seine Stärke seinen Tod verschuldet hatte, so traf dasselbe Loos den Pulydamas. Als er mit Genossen zur heissen Sommerzeit in kühler Felsengrotte zechend sass, löste sich plötzlich die Decke der Höhle und drohte auf die Gesellschaft herabzufallen. Während die Freunde sich retteten, glaubte der mächtige Recke sich stark genug um, einem Atlas gleich, die Last zu tragen, und stemmte sich mit den Händen gegen die Felsendecke. Aber

das Gewicht des Felsblockes war gewaltiger, als er gerechnet hatte, und erdrückte ihn. —

Galt den hellenischen Zuschauern das Pankration der Männer als das anziehendste der olympischen Schauspiele, vereinigte es in seinen verschiedenen Phasen die Entfaltung von Geschicklichkeit und gewaltiger Kraft, so erscheint doch als die feinere Blüthe aller hellenischen Kampfspiele und als der allseitigen Entwicklung aller körperlichen Fähigkeiten günstigste Uebung das Pentathlon, der Fünfkampf. Es bestand aus der Aufeinanderfolge fünf verschiedener gymnastischer Uebungen, dem Lauf, Sprung und Ringen, dem Diskos- und Speerwurf, und bot so allen Theilen des Leibes die günstigste Gelegenheit zu ihrer Entwicklung und Kräftigung, somit die gleichmässigste Ausbildung des ganzen Körpers, auf welche die Hellenen so hohen Werth legten. Die Kämpfer im Pentathlon sind nach Aristoteles „die schönsten Leute, da ihr Körper zur Kraftleistung und zur Schnelligkeit in gleicher Weise befähigt ist.“

Bezüglich der Reihenfolge dieser fünf Uebungen lässt sich feststellen, dass Speerwurf, Lauf und Ringkampf in der genannten Ordnung die drei letzten waren. Ob dagegen von den beiden überbleibenden Kampfarten der Diskoswurf oder der Sprung den Beginn des Pentathlon gebildet habe, lässt sich aus den vorhandenen Quellen nicht erweisen.

Von diesen fünf Uebungen galt der Sprung als die schwierigste. Dass er in den Ringschulen von Hellas in vier verschiedenen Formen geübt wurde, als Hochsprung auf der Stelle, Hochsprung von der Stelle, Weitsprung und Tiefsprung, lässt sich aus der Combination mehrerer schriftlicher Zeugnisse erweisen. Da bei den Leistungen der Springer auf den grossen Festen nur von den Entfernungen die Rede ist, welche sie im Sprunge durchmassen, so ist bei jenen, also auch in Olympia, wohl nur der Weitsprung als Wettkampf in Gebrauch gewesen.

Für den Absprung war eine Stelle, der Batēr, besonders hergerichtet, vermuthlich wohl etwas elastisch wie unsere heutigen Sprungbretter. Am Zielende war eine Strecke der Bahn durch Aufhacken des harten Erdreiches locker gemacht, um, gleich den heutigen Lohgruben, den Stoss des Niedersprungs zu mildern, auch wohl das Ausgleiten des Springers am Ziele zu verhindern. Denn es galt als Regel, dass der Letztere fest und unverrückt, ohne zu gleiten oder zu straucheln, auf der Niedersprungstelle stehen blieb. In dem sommerlichen Klima Griechenlands nimmt die obere Schicht selbst des an sich lockeren Erdreiches eine ungemeine

Härte an, so dass für diese Lockerung der Aufsprungstelle die Anwendung der Spitzhacke erforderlich war. Wir sehen sie in der noch heute üblichen Form oft auf Vasenbildern unter dem Athletengeräth. So zeigt auch unsere Fig. 7 einen Mann, der mit der Hacke arbeitet, sei es um die Lockerung des Bodens zu bewirken, sei es, wie in diesem Falle wahrscheinlicher, um durch eine mit der Hacke gezogene Furche die Niedersprungstelle eines eben am Ziele angelangten Springers zu markiren. Neben ihm steht ein Zweiter mit dem Messbande, um die Weite des zurückgelegten Sprunges festzustellen. Die Vorderkante des aufgelockerten Erdreichs mag als das erwartete und geforderte Minimalmaass des Sprunges gegolten haben; über die wie es scheint erhebliche ganze Breite der gelockerten Stelle noch hinüber zu springen aber galt als eine so seltene und hervorragende Leistung, dass die Worte „über das Aufgegrabene springen“ zur sprichwörtlichen bildlichen Bezeichnung einer aussergewöhnlichen Handlung wurden. Ob die Hellenen sich zum Weitsprunge jemals der Springstange bedient haben, lässt sich nicht erweisen. Dagegen war ein anderes Hilfsmittel in Gebrauch, dessen Aufnahme bei den Springübungen unsrer Turner in jüngster Zeit Herrn Professor Jäger in Stuttgart, dem vorzüglichen Kenner und Verehrer der griechischen Gymnastik, verdankt wird: die Haltären. In der älteren Zeit waren die Haltären halbovalförmige schwere Metallstücke mit einer Oeffnung an der gerundeten Seite zum Durchstecken der Finger, in der späteren besaßen sie diejenige bekannte Form, welche den zuerst in England nach ihrem Vorbilde geschaffenen Hanteln zum Modell gedient hat. Während wir diese Instrumente fast ausschliesslich zur Stärkung der Arme und Weitung der Brust benutzen, lag im Alterthum ihre Bedeutung in ihrer Bestimmung als Förderungsmittel bei dem Sprunge. Auf den ersten Blick scheint es, als müsse die Beschwerung mit Gewichten die Weite des Sprunges eher beeinträchtigen als begünstigen, und doch ist dem nicht so. Die Versuche, welche in der Königlichen Centralturnanstalt zu Berlin angestellt worden sind, haben zu dem überraschenden Ergebniss geführt, dass der Sprung mit Hanteln ein weiterer und sicherer ist, als ohne dieselben, dass insbesondere der im Alterthum geforderte feste Stand beim Niederkommen wesentlich erleichtert wird; sie bestätigten durchaus die Bemerkungen Philostrats über den Werth der Haltären: sie erleichtern den Sprung, die Führung der Hände wird sicher, der Absprung führt fest und glücklich zur Erde. Bei diesen Versuchen trug man die Hanteln im Anlauf bei wagerecht nach vorn gestreckten Unterarmen, während die Oberarme an den Seiten ruhten. Bei dem vor-

letzten Anlaufschritts liess man die Arme sinken, um mit dem letzten Schritte des Anlaufs (der zugleich der Aufsprung ist) sie kräftig nach vorn zu schleudern. Bei dem Niedersprunge wurden die Arme wieder kräftig nach hinten geworfen. Auf diese Weise erreichte ein Offizier in voller Uniform von schwach vibrirendem Sprungbrett aus einen Sprung von dreiundzwanzig Fuss Weite, gewiss eine tüchtige Leistung.

Dass die Handhabung der Haltären wenigstens bei dem Niedersprunge eine ähnliche war, scheint das in Fig. 12 wiedergegebene Bild eines

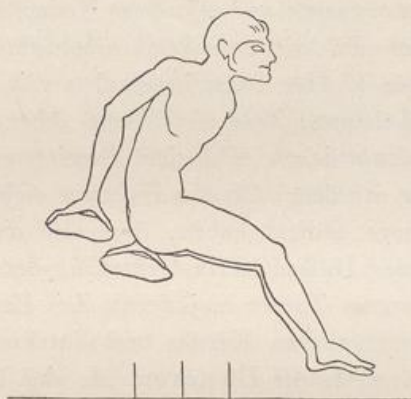


Fig. 12.

Springers (von einer Vase im British Museum) zu bezeugen; mit ihrer Hilfe überholt er die Leistungen dreier Vorgänger, deren Zielmarken in naiver Weise als nach oben stehende Striche angegeben sind; die Haltären sind hier von der alterthümlichen Form; die ungeschickte Art sie zu fassen ist wohl einem Missgriffe des Vasenmalers zuzuschreiben. Bei der verhältnissmässig geringen Zahl auf die Athletik bezüglicher Geräthe, welche in Olympia zu Tage gekommen sind, mag erwähnt werden, dass gerade an Haltären einige Funde zu verzeichnen waren. Sie bestanden nicht aus Metall, sondern aus einem grünen Steine. Einer derselben trug den nicht genau zu entziffernden Namen Koirias oder Koidias eingegraben.

Da der Sprung bei den olympischen Spielen nicht als selbständiger Wettkampf, sondern nur als Bestandtheil des Pentathlons geübt ward, so liessen sich die Sieger im Letzteren mit Haltären in den Händen abbilden, eine charakteristische Bezeichnung des Fünfkämpfers, welche jede Verwechslung ausschloss. Auch der personifirte Wettkampf, der Agôn, ward mit Haltären in den Händen abgebildet.

Wie die Springübungen in der Palästra durch die Musik der Flöte begleitet wurden, so begann auch in Olympia der Wettkampf im Springen unter dem Flötenspiel eines „pythischen Liedes“, und obschon eigentliche Wettkämpfe in den musischen Künsten in Olympia nicht stattfanden, kam doch der Fall vor, dass man einem Flötenbläser, der das pythische Lied oft und besonders gut vorgetragen hatte, eine Ehrenstatue in der Altis setzte.

Der berühmteste Springer des Alterthums, Phayllos, stammte gleich dem berühmtesten Ringer aus Kroton. Der Ueberlieferung nach that er bei den Spielen zu Pytho den weitesten Sprung, welcher je geleistet worden ist, fünfundfünfzig Fuss. Mag man annehmen, dass der Fuss, nach welchem hier gerechnet ist, auch ein kleinerer sei, als der grosse olympische, so bleibt doch jedenfalls eine so erhebliche Leistung bestehen, dass dieselbe nicht ohne scheinbare Berechtigung oft angezweifelt worden ist. Und doch liegt auch hier, angesichts so vieler beglaubigter staunenswerther Sprünge späterer Zeit, keine Nothwendigkeit vor, einen Irrthum oder eine Fälschung anzunehmen. Der dreiundzwanzig Fuss messende Sprung in der Berliner Centralturnanstalt ist schon oben erwähnt. Herr I. B. Martin, der Präsident des London Athletic Club constatirt unter Andreem dass in Hartwich im Jahre 1861 ein Freisprung von 49 Fuss 3 Zoll (engl.) geleistet wurde, der mithin hinter dem des Phayllos nicht viel zurückbleibt. Andere überaus erhebliche Leistungen findet der Liebhaber in Deppings „Wunder der Körperkraft“ verzeichnet. —

War, was wie gesagt nicht sicher zu ermitteln ist, der Sprung die erste Uebung des Pentathlons, so war alsdann der Wurf des Diskos die zweite. In die Wette werfen hat sicherlich so gut wie das Wettlaufen zu den frühesten Spielen der Jugend und zu den ältesten Wettkämpfen der Männer gehört. Wie der zur Hand liegende Feldstein die primitivste Waffe für den Fernkampf gebildet hat, so ist er auch gewiss das erste und lange Zeit auch das einzige Geschoss bei dem Wettwurf gewesen. Das Gewicht dieses Geschosses und die Weite des Wurfes bildeten die beiden Factoren für die Leistung. Es scheint, dass auch in Olympia in früher Zeit ein Wettwerfen mit blossen Feldsteinen stattgefunden hat: innerhalb der Umfriedigung des Pelopions fand sich in der Tiefe des antiken Terrains ein ovaler brauner Sandstein von ziemlich beträchtlicher Grösse (0,68—0,39—0,33 Meter), der auf der oberen sorgfältiger abgerundeten Fläche die nachstehende in einer Spirallinie von innen nach aussen laufende Inschrift trägt:

„Bybon überwarf mit der einen Hand, über den Kopf weg, (den

Wurf) des Ophoias.“ Es liegt wohl sehr nahe, zu denken, dass der hier als ausserordentliche Leistung namhaft gemachte Wurf mit eben dem Steine vollzogen wurde, der diese auf eine sehr frühe Zeit, mindestens das 6. Jahrhundert vor Chr.,weisende Inschrift trägt.

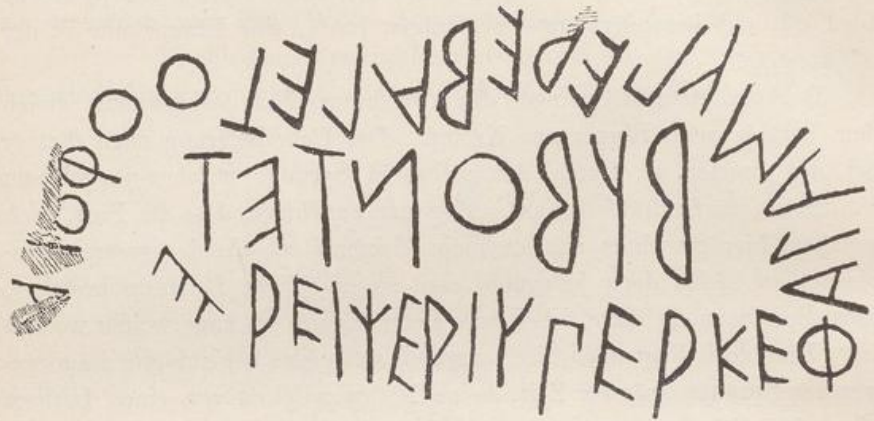


Fig. 13.

Auch in der homerischen Dichtung finden wir den „Solos“ genannten Diskos der Phaiaken von Stein. In späterer Zeit goss man zum Behufe des Wettwurfes rohe Erzstücke, und wohl erst in einer Epoche vorgeschrittener Cultur gelangte die schöne, oft mit bildlichen Darstellungen geschmückte linsenförmige Gestalt des Diskos zu allgemeiner Geltung, die nicht nur in zahlreichen Vasenbildern und plastischen Kunstwerken, sondern auch in wohl erhaltenen Exemplaren des Geschosses selbst auf uns gekommen ist. So besitzt die antiquarische Sammlung des Berliner Museums einen schönen, der Insel Aigina entstammenden Diskos mit eingravirten Darstellungen eines Speerwerfers und eines Springers. Diese Scheibe misst 21 Centimeter im Durchmesser und wiegt nahezu zwei Kilogramm. Die Grösse und Schwere der Disken war indessen verschieden. So erfahren wir aus einer antiken Schriftquelle, dass die Disken, mit welchen die Knaben warfen, nur die Grösse etwa der Kniescheibe eines erwachsenen Mannes besaßen.

Ueber die Handhabung des Diskos lässt die Fülle von bildlichen und statuarischen Darstellungen, die jeden einzelnen Moment der Handlung vergegenwärtigen, keinen Zweifel: die Stellung des zum Wurf Angetretenen, der mit dem Auge die Entfernung bis zum erwünschten Ziele misst, während, die Rechte für den Wurf zu schonen, der Diskos noch in der Linken ruht, veranschaulicht die treffliche, vielleicht auf den argi-



Fig. 14.



Fig. 16.

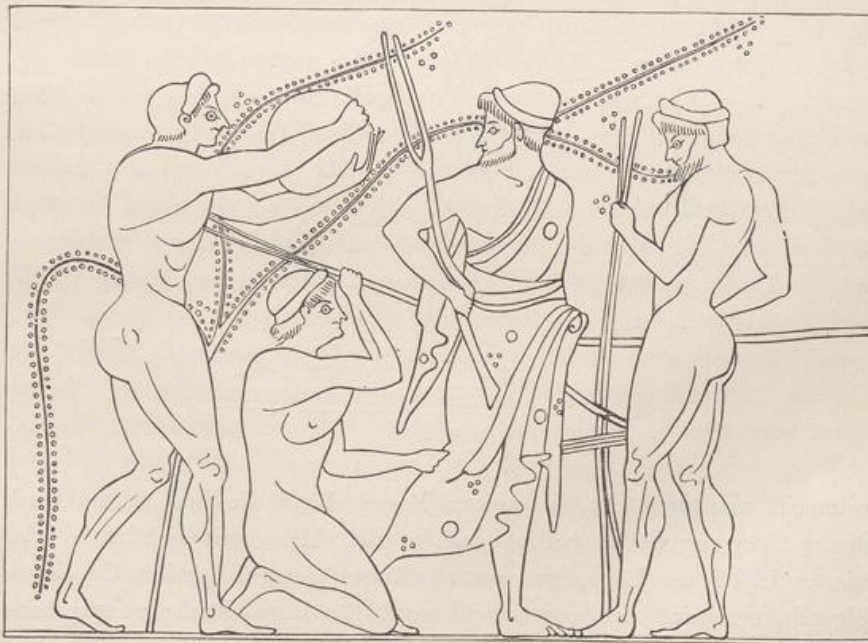


Fig. 15.

vischen Künstler Naukydes zurückzuführende vatikanische Statue, welche Fig. 14 wiedergiebt. Wie dann der Diskobol mit dem in beiden Händen emporgehobenen Geschoss das Ziel einvisirt, zeigt die einer Amphora der Feoli'schen Sammlung entnommene Zeichnung der Fig. 15. Diese Zielinie einzuhalten blickt der zum Wurf ausholende Gymnast zum rückwärts erhobenen Diskos auf. Dies ist die Stellung, welche Myron für seinen berühmten Diskobol gewählt hatte, dessen Motiv in dem in Fig. 16 wiedergegebenen Diskoswerfer des Palastes Massimi alle Colonne in Rom wiederkehrt. Wie dieses Motiv aufzufassen, darüber ist uns auch ein antikes Zeugniß aufbewahrt: „Meinst Du etwa“, fragt ein Plaudernder bei Lukian, „den Diskobol, der, den Körper vorgebeugt, wie im Moment des Wurfes, den Kopf nach der den Diskos haltenden Hand zurückgewendet, mit halbgebogenem Bein, zugleich mit dem Wurf sich aufzurichten scheint?“ In der That vergegenwärtigt die Statue eben den Moment, wo der Diskos, in mächtigem Schwunge des Arms, den der ganze Körper



Fig. 17.

mitmacht und verstärkt, in weitem Bogen durch die Luft sausen wird. Dieser Schwung ist so heftig, dass er den Mann mit sich nach vorn reisst. In dieser Lage, gespannten Auges dem fliegenden Geschosse folgend, erscheint der sonst wohl auch für einen Läufer ausgegebene Diskobol im Museo nazionale zu Neapel, der 1754 in Herculaneum gefunden, in Fig. 17 wiedergegeben wird.

Die Betrachtung der vier gewählten Darstellungen lässt die Bewegung des Werfenden vollkommen verfolgen. Ruhte bei dem vorbereitenden Einvisiren der Wurfbahn der Körper gleichmässig auf beiden Füßen, so trat der Werfer im Augenblicke, wo er den Diskos nach vorn hob, bereits mit dem rechten Fusse vor. Auf diesem allein, während der linke Fuss lose den Boden schleifte, ruhte der Körper bei dem Wurf selbst; so kam dann die ganze Wucht des um diesen einen festen Punkt drehbaren Körpers dem Schwunge des Armes zu Hilfe. Bei dieser wenig festen Stellung musste sodann der Werfer nach vorn über stürzen, um erst wieder auf dem vorgesetzten linken Fusse Halt zu gewinnen.

Die Wurfscheibe ruhte, wie die myronische Statue zeigt, zwischen den äusseren Gliedern der vier Finger einerseits und dem Daumen, der Hand- und inneren Unterarmfläche anderseits. Man wird bei der Nachahmung dieses Griffes nach einiger Uebung finden, dass diese anfangs sehr unbequem scheinende Stellung in der That die geeignetste für diese Art des Wurfs bildet, wobei zu beachten, dass sowohl der Diskos wie die Handfläche durch Abreiben mit Sand möglichst rauh gemacht wurden. Der Wurf geschah von einem etwas erhöhten Standpunkte, der Balbis, aus, und als gültiges Zeichen für die Weite des Wurfs kam nur diejenige Stelle in Betracht, wo die Wurfscheibe zuerst den Boden berührte, ohne Rücksicht auf das weitere Fortrollen derselben.

Ueber die Leistungen, welche in dieser Kampfübung erreicht wurden, giebt zunächst ein Epigramm auf den berühmten Springer Phayllos einigen Aufschluss. Es wird von ihm ein Diskoswurf von fünfundneunzig Fuss lobend erwähnt. Dass aber weit erheblichere Leistungen vorkamen, zeigt die Stelle des Statius in der Thebais, welche des Diskoswurfs über den Fluss weg gedenkt. Der Alpheios aber hat bei Olympia auch im Hochsommer eine Breite von mindestens fünfzig bis sechzig Meter und wird im Alterthum vielleicht in ein regulirtes Bett verwiesen gewesen sein, dafür aber auch einen grösseren Wasserreichthum besessen haben, so dass jenes Maass auch für damals gültig bestehen bleiben mag. —

Die Reihenfolge der drei letzten Kampfsarten des Pentathlons stehen fest: es waren der Speerwurf, der Lauf und der Ringkampf.

Der für die gymnischen Uebungen und für die Wettkämpfe in denselben gebräuchliche Speer, das Akontion, scheint den Abbildungen nach weder der für den Ernstkampf verwendete noch der Jagdspieß gewesen zu sein. Er war kurz, sehr dünn und leicht und mit einer langen dünnen Spitze bewehrt. In der Mitte war die Ankyle, ein Riemen oder eine Schleife, befestigt, die irgend eine Rolle bei dem Schleudern spielte.

Welche, scheint sich mit Sicherheit nicht ermitteln zu lassen. Man hat gesagt, der Riemen sei um den Schaft gewickelt worden, um, bei dem Entsenden des Speeres festgehalten, den letzteren in eine schnelle Drehung um seine Längsaxe zu versetzen. Dies habe, wie die Züge des Geschützes der gedrehten Kugel eine grössere Kraft verleihen, so die Wirkung des Schleuderns erheblich erhöht. Lässt sich hiergegen schon einwenden, dass durch solches Manoeuvre die Zielsicherheit sehr in Frage gestellt werden musste, so bieten auch die Denkmäler keinen genügenden Anhalt dafür. Diejenige Darstellung, welche vermöge ihres grossen Maassstabes und der geflissentlichen Detaillirung alles Beiwerkes ganz besonders geeignet ist, die Frage zu lösen, widerspricht vielmehr jener Annahme direct. Es ist dies jener speerwerfende Gigant in dem grossen Altarfriesen von Pergamon links von der noch unbenannten schönen Göttin, welche ein von Schlangen umwundenes Gefäss zu schleudern scheint. Dieses Giganten Hand und Speer, die untenstehend (Fig. 18) abgebildet

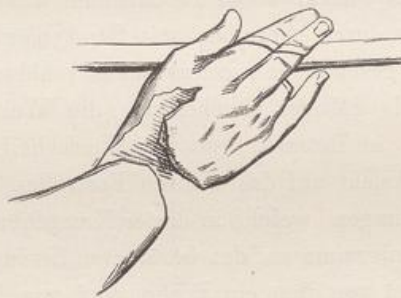


Fig. 18.

sind, zeigen eine ziemlich tadellose Erhaltung; dennoch wird die Manipulation auch hier nicht vollkommen klar. Der Speer ruht lediglich auf dem Ringfinger, der kleine Finger ist gestreckt. Der Riemen läuft um den Zeige- und Mittelfinger, und zwar um jeden gesondert, und wird sonst nirgend wieder sichtbar. Macht man das Experiment in der Weise, dass man die beiden Stränge eines an einen Stab geknoteten Riemens zunächst von aussen um die genannten Finger legt, dann zwischen beiden nach innen zieht und mit dem Daumen an den Stab andrückt, so erhält man eine Stellung der Hand, die in der That einen sehr sicheren Zielwurf gestattet, aber die Kraft desselben sehr beeinträchtigt. Ob hierbei die beiden Enden des Riemens frei sind, oder aber der letztere eine Schleife bildet, ist bei dieser Handhabung des Speeres gleichgültig. Beide Arten, der offene, zweitheilige Riemen wie die Schleife, kommen auf antiken Darstellungen vor.

Es ist ferner die Frage aufgeworfen worden, ob der Wurf in den olympischen Spielen ein Fernwurf oder ein Zielwurf gewesen sei. Da schon der Diskoswurf ein Fernwurf war, da man ferner den Speer- oder Gerwerfenden auf Darstellungen häufig knieend erblickt (vgl. Fig. 15), so wird man sich für den Zielwurf entscheiden müssen. Auch die moderne Taktik kennt und verwerthet den Vortheil, welchen eine knieende Stellung dem Schützen für die Sicherheit des Schusses gewährt.

Ueber die beiden letzten Uebungen des Pentathlons, den Lauf und den Ringkampf ist bereits das Erforderliche mitgetheilt worden. Bei diesem edelsten der olympischen Agone kam nur die minder rohe Art des Ringens, der Kampf im Stehen bis zur Niederwerfung des Gegners in Anwendung. —

Eine sehr schwierige, von den Alterthumsforschern viel umstrittene und auch heut noch nicht mit voller Bestimmtheit beantwortete Frage ist nun die, welche Bedingungen erfüllt werden mussten, um im Pentathlon den Kranz zu erringen. Dass der Sieg über die Gegner in allen fünf Kampfsarten erfochten sein musste, kann nicht wohl angenommen werden. In diesem Falle wäre wohl nur äusserst selten überhaupt ein Kranz zur Verleihung gekommen. Es ist daher diese Annahme von den Meisten verworfen worden. Eine andere neuerdings aufgetretene Ansicht ist die, dass bereits nach der ersten Uebung der Schlechteste ausgeschieden sei, und dass nach jedem ferneren Kampfe immer weitere Aussonderungen stattgefunden hätten, bis schliesslich erst der Ringkampf die Entscheidung herbeiführte.

Vergegenwärtigt man sich durch eine schematische Darstellung, wie die folgende, diesen Vorgang, so sieht man, dass dabei ein Ergebniss

Sprung.	Diskos.	Speer.	Lauf.	Ringens.	
A	A	B	C	D	D } G } G }
B	B	C	D	E	
C	C	D	E	F	
D	D	E	F	G	
E	E	F	G		
F	F	G			
G	G				
H					

herauskommen konnte, welches nicht billig erscheint: Acht Bewerber, A, B, C, D, E, F, G, H, sind in die Schranken getreten; nach dem Sprunge scheidet H als der Schlechteste aus, nach dem Diskoswurfe A, nach dem Speerwurfe B, nach dem Laufe endlich C, so bleiben für den Ringkampf die Paare DE und FG übrig. Vom ersteren siegt D, vom zweiten G. D und G ringen um die Entscheidung, die für G ausfällt.

In diesem Falle würde ein Bewerber den Kranz erhalten, der in allen Kämpfen bis auf das Ringen unterlegen, ja der in vier Uebungen nächst den Ausgeschiedenen der Schlechteste gewesen ist.

Eine andere Lösung, welche viel für sich hat, besteht in der Annahme, dass drei Siege genügten, um den Kranz zu erhalten; wie aber das eben gewählte Beispiel zeigt, war es sehr leicht möglich, dass dieser Fall gar nicht eintrat.

Wir sind weit entfernt, die Frage entscheiden oder den beigebrachten Erklärungen noch eine neue hinzufügen zu wollen; sie wird so lange unaufgeklärt bleiben müssen, bis etwa eine noch zu erhoffende Inschrift oder eine bisher unbeachtet gebliebene Stelle in den alten Autoren Licht in die Sache bringt. Das gewählte Schema zeigt, wie schwer es sein kann, eine gerechte Entscheidung zu treffen. Gewiss würde im vorliegenden Falle in einem heute zu bildenden Preisrichtercollegium eine lebhafte Debatte nicht ausbleiben. —

Eine kaum minder schwierige und oft behandelte Frage ist diejenige nach dem Modus der sogenannten Ephedria. Sofern in den paarweise zu übenden Kämpfen eine ungerade Zahl von Bewerbern auftrat, blieb nach der Auslosung der Paare ein Einzelner übrig, der Ephedros. Dies konnte nicht nur bei dem Pentathlon, sondern ebensowohl bei dem Pankration, dem Faustkampfe und dem selbständigen Ringkampfe vorkommen. Nehmen wir einmal die Zahl von neun Bewerbern im Faustkampfe an, so wurden zunächst vier Paare ausgelost, die unter sich kämpften, während der Neunte unthätig blieb. Von jenen vier Paaren blieben vier Sieger nebst dem Ephedros zur engeren Bewerbung übrig: Erfolgte nun auch eine erneute Auslosung unter diesen Fünfen, so war immerhin der Ephedros, mit frischen Kräften und wundenlosem Körper, schon in bedeutendem Vortheil seinen Antagonisten gegenüber. Es konnte aber wohl auch ihn zum zweiten Male, ja gar zum dritten Male das Los des Ephedros treffen. Dann stand er zu einem Gegner, der schon drei Gänge gemacht hatte, und erfocht einen mühelosen Sieg.

So wenig gerecht eine solche Praxis erscheinen mag, muss man dennoch annehmen, dass sie so oder ähnlich gehandhabt wurde. Konnte

man doch auch den olympischen Kranz erringen, ohne überhaupt zu kämpfen, nämlich dann, wenn sich kein Gegner gefunden hatte. Und selbst eine Siegerstatue durfte man sich in solchem Falle im heiligen Haine von Olympia errichten. Die Namen solcher Olympioniken, welche „akoniti“, „ohne sich staubig zu machen“ den Preis erhalten hatten, und deren Bildsäulen in der Altis standen, sind uns von Pausanias aufbewahrt. Dass man auch im Alterthum recht wohl den mühsam errungenen Sieg von dem verdienstlosen zu unterscheiden wusste, zeigt gerade Pausanias sehr deutlich. Als er die Aufzählung der Siegerstatuen des heiligen Haines von Olympia beginnt, schickt er die Worte voraus: „Nicht einmal alle diejenigen werde ich nennen, von denen Bildnisse aufgestellt sind, weil ich sehr wohl weiss, wie Viele dem vernunftlosen Zufall des Loses und nicht ihrer Kraft den Oelzweig verdanken“.

Mit Unrecht hat man gegen diese Darstellung des fast verdienstlosen Sieges eines Ephedros die Thatsache geltend gemacht, dass in den Epigrammen auf den Siegerstatuen ausdrücklich erwähnt wird, der Betreffende habe den Sieg als Ephedros gewonnen. Man hat die ganz irrhümliche Schlussfolgerung gezogen, die Ephedria sei ein rühmlicher Umstand, der Ephedros habe mehr geleistet als die Andren, sonst hätte man die Ephedria doch nicht „lobend“ erwähnt. Die Sache liegt vielmehr einfach so, dass diejenigen, welche als Ephedros gesiegt hatten, ebenso wie die „staublosen“ Sieger diese Thatsachen auf ihren Statuen nicht verschweigen durften, die Minderwerthigkeit ihres Sieges sollte ersichtlich sein. Und dass die Statuen und ihre Inschriften der Censur der olympischen Behörden unterlagen, darüber besteht ja kein Zweifel.

Hätte die Auffassung von der Ephedria als eines ehrenvollen Umstandes noch einer Widerlegung bedurft, so wäre diese auf das schlagendste in jenem langen Ehrendecret enthalten, welches die Ausgrabungen in Olympia auf einer Statuenbasis finden liessen, die ferner auch noch für die Erkenntniss des Festverlaufes von Werth ist, die des Tiberius Claudius Rufus. Es wird von ihm erzählt, dass er im Pankration der Männer gekämpft habe und zwar ohne jemals Ephedros zu sein. Es wird ihm zu besonderer Ehre angerechnet, dass er gegen alle Paare gekämpft habe, ohne jemals müssiger Zuschauer zu sein. Auch aus dem weiteren Verlaufe der Inschrift ersehen wir, dass die Ephedria zu erlosen wohl als ein Glückszufall, keineswegs aber als etwas Ehrenvolles angesehen wurde.

Wenn das Pankration der Männer den Griechen als das anziehendste Schauspiel galt, wenn im Pentathlon am meisten die Kraft und Gewandtheit der nach allen Seiten hin am vollendetsten ausgestatteten Körper zur Geltung kam, so war und blieb doch die grossartigste und glänzendste Schaustellung der wilde Wettkampf der jagenden Viergespanne.

Als Gefährt benutzte man den für die Kriegsführung in der geschichtlichen Zeit ausser Gebrauch gekommenen zweirädrigen Schlachtwagen,



Fig. 19.

das Harma, welches die obenstehende Abbildung zeigt. (Fig. 19, Archaische Hydria des Berl. Mus.) Auch die nach hinten weit überstehenden Bügel des hinten offenen, federlosen Wagenkorbes, die dem Kämpfer zum bequemen Aufspringen dienten, sind hier beibehalten. Anstatt der hier sichtbaren, wie überhaupt meist üblichen vierspeichigen Räder begegnet man in Abbildungen auch solchen mit acht Speichen. Immer aber sind die Räder sehr niedrig: der antike „Sport“ hat sich nie dazu aufgeschwungen, für die glatte Rennbahn Gefährte mit hohen Rädern zu bauen, die ja eine schnellere Gangart wesentlich erleichtert hätten. Aus der Praxis des Krieges wie der Reise auf unebenen Wegen behielt man das sicherer gehende Fahrzeug mit den niederen breiten Rädern bei. Die Anschirrung der Rosse ist von unsrem Vasenmaler in sofern unrichtig dargestellt, als die nach oben gebogene Deichsel füglich zwischen dem vorderen und hinteren Rossepaar durchgehen müsste, während sie hier hinter allen viere erscheint. Denn am oberen Ende der Deichsel befand sich ja, durch Pflock und Ring befestigt, das innen gepolsterte kummetartige Joch, unter dem die beiden Mittelpferde liefen, während die Leinpferde auf beiden Seiten, wie auch hier ersichtlich ist, lediglich an einem Strange

zogen, der an der Vorderseite des Wagenbügels befestigt war. Die Zügel, welche gewöhnlich über der Deichsel gemeinsam durch einen Ring geleitet sind, werden in beiden Händen gehalten, deren eine ausserdem das Kentron führt, den Stachelstab, oder die Mastix, eine lange Ruthe mit kurzen Peitschenschnüren, auch wohl mit Klapperblechen besetzt.

Wie lang die in Olympia zu durchmessende Bahn war, lässt sich bei der gänzlichen Zerstörung des Hippodromes mit Bestimmtheit nicht feststellen. Einige Wahrscheinlichkeitsgründe für das Maass von zwei Stadien, = 1200 olympischen Fuss, hat Leake beigebracht, doch sind sie nicht durchschlagend. Der einzige in Griechenland selbst erhaltene Hippodrom auf der einsamen Berghöhe des Lykaion misst nicht ganz dreihundert Meter, was einer Länge von anderthalb olympischen Stadien entsprechen würde. Die Breite dieses der Ueberlieferung nach ältesten Rennplatzes beträgt etwas über hundert Meter zwischen den noch wohl erkennbaren Schrankenmauern. Der olympische Hippodrom war erheblich breiter. Da der Alpheios diese ganze Anlage bei seinen winterlichen Hochfluthen hinweggerissen hat, mithin keine Hoffnung ist, dieselbe durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so bleibt uns Nichts übrig, als an dieser Stelle die Beschreibung einzuschalten, welche Pausanias davon giebt, obschon sie bei ziemlicher Weitschweifigkeit keineswegs eine anschauliche Vorstellung gewährt und den Gelehrten zu den verschiedensten Restaurationsversuchen Gelegenheit geboten hat. Pausanias gelangt vom Stadion aus in die Rennbahn und zwar zunächst an den Ablaufstand der Pferde. „Der Letztere,“ schreibt er, „hat die Gestalt wie der Bug eines Schiffes, dessen Spitze der Rennbahn zugewandt ist. Wo diese Bugform an die Agnaptoshalle stösst, verbreitert er sich. Vorn am Schiffsschnabel befindet sich auf einem Waagebalken ein eherner Delphin. Jede der beiden Seiten des Ablaufstandes ist mehr als vierhundert Fuss lang; in diese Seiten hinein sind Kammern eingebaut, welche die Bewerber im Rossewettkampf unter einander verlosen. Vor den Wagen aber oder den Reithengsten ist anstatt der Holzbarrieren ein Seil ausgespannt. Genau in der Mitte des Schiffsbugs wird in jeder Olympiade ein aus ungebrannten Ziegeln hergestellter, aussen verputzter Altar errichtet. Auf ihm ruht ein Adler mit weit gebreiteten Schwingen, und ein innerhalb des Altars angebrachter Mechanismus kann von einem damit Beauftragten bei dem Rennen in Bewegung gesetzt werden. Geschieht dies, so steigt der Adler in die Höhe, so dass es allen Zuschauern sichtbar wird, der Delphin aber sinkt zu Boden. Nun werden zuerst die Seile vor den beiderseits nächst der Agnaptoshalle liegenden Ständen losge-

lassen, und die dort stehenden Rosse laufen heraus. Sobald diese die zweitnächste Reihe erreicht haben, fallen auch hier die Seile. In gleicher Weise geht es mit allen Pferden fort, bis bei der Spitze des Schiffsbugs alle in einer Linie fahren. Von hier ab nun zeigt sich die Geschicklichkeit der Fahrer und die Behendigkeit der Rosse. Diese künstliche Einrichtung hat zuerst Kleoitas erfunden und ist stolz darauf gewesen, wie er denn auf jene athenische Bildsäule das Epigramm setzte:

Er, der den Ablaufstand in Olympia baute, Kleoitas,
Des Aristokles Sohn hat mir gefertigt das Bild.

Nach dem Kleoitas soll Aristeides noch einen besonders ingenüösen Mechanismus hier eingerichtet haben.

Die eine Seite der Rennbahn ist etwas länger als die andere, und an dieser längeren Seite, welche durch einen aufgeschütteten Damm begrenzt wird, steht in der Nähe des Ausganges, der durch diesen Damm hinausführt, der Taraxippos, der Schrecken der Pferde. Er hat die Gestalt eines runden Altars, und wenn die Pferde an ihm vorüberrennen, erfasst sie ohne jeden ersichtlichen Grund ein starker Schrecken, so dass sie scheuen und dass oft die Wagen zerschmettert und die Fahrer verwundet werden. Deshalb bringen auch die Wagenlenker Opfer und flehen, dass der Taraxippos ihnen gnädig sein möge.

Die Meinungen der Hellenen über den Taraxippos sind verschieden: die Einen meinen, es sei das Grab eines in dem Rossewesen ausgezeichneten Inländers, Namens Olenios, von dem auch der Berg Olenia in Elis seinen Namen führe. Andere meinen, Dameon, des Phlius Sohn, der mit Herakles gegen Augeas und die Eleer zog, sei von Kteas, dem Sohne Aktors, sammt dem Pferde, das er geritten, getödtet worden. Beiden, dem Dameon und seinem Pferde, gemeinschaftlich sei dieses Grabmal errichtet worden. Weiter wird auch erzählt, wie Pelops hier dem Myrtilos einen leeren Grabhügel errichtet und ihm darauf geopfert habe, um den Groll über den Mord zu versöhnen, und dass er ihn Taraxippos (Rossschrecker) zubenannt habe, weil die Pferde des Oinomaos durch des Myrtilos List scheu gemacht worden waren. Andre wiederum erzählen, dass es Oinomaos selbst ist, der die Wettfahrenden zu Schaden bringt. Auch hörte ich, dass man die Schuld dem Alkathoos, Sohn des Porthaon beimisst, der als Freier der Hippodameia von Oinomaos getödtet und hier begraben worden sei. Da ihn nämlich auf der Rennbahn sein Unglück ereilt habe, so sei sein Schatten den Rennenden abgünstig und übel gesinnt. Ein Aegypter sagte, Pelops habe an jener Stelle irgend

Etwas vergraben, was er von Amphion aus Theben erhalten habe, und was man nun den Taraxippos nenne. Durch diesen vergrabenen Zauber seien damals zuerst die Pferde des Oinomaos scheu geworden und wurden nun später Allen scheu. (Dieser Aegypter meinte, Amphion und Orpheus aus Thrakien seien mächtige Zauberer gewesen und auf ihre Zaubersprüche seien zu Orpheus die wilden Thiere, zu Amphion die Steine zum Mauerbau herbeigekommen.) Am wahrscheinlichsten von allen Meinungen dünkt mich die Annahme, dass Taraxippos ein Beiname des Poseidon Hippios sei.“

„Auch auf dem Isthmos ist ein Taraxippos, nämlich Glaukos, des Sisypchos Sohn. Dieser soll bei den Leichenspielen, die Akastos seinem Vater zu Ehren veranstaltete, beim Wagenrennen sein Ende gefunden haben. In dem argivischen Nemea ist es zwar kein Heros, der die Rosse zu Schaden bringt, aber über dem Wendepunkt der Rennbahn erhebt sich ein rothfarbiger Fels, dessen feuergleicher Lichtschein die Pferde in Schrecken setzt; doch flösst der Taraxippos in Olympia den Pferden weit heftigeren Schrecken ein.

Auf einer der Zielsäulen steht ein ehernes Bild der Hippodameia, welche eine Binde in der Hand hält, um damit den Pelops für seinen Sieg zu schmücken. Die andere Seite des Hippodromes ist nicht eine künstliche Erdaufschüttung, sondern ein niedriger Hügel.“ —

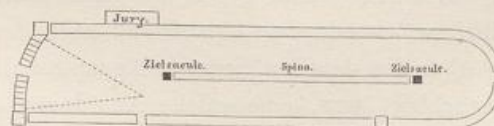
Soweit Pausanias. Aus seiner Beschreibung lässt sich mit einiger Sicherheit Nichts als die ungefähre Breite entnehmen. Waren die Seiten des einem Schiffsbuge gleichenden Ablaufstandes in der Schräge gemessen je vierhundert Fuss lang, so muss die Basis dieses sicherlich nicht sehr spitzwinkligen Dreiecks etwa ein Stadion, sechshundert Fuss betragen habe. Ueber die Länge der Bahn lässt sich so wenig etwas entnehmen, wie über die Richtung ihrer Axe. Man wird geneigt sein, sich den Hippodrom als dem Stadion annähernd parallel und seinen künstlichen Wall als einen Schutz gegen den südlich strömenden Fluss zu denken. Freilich würde, da der Ablaufstand nach den Andeutungen, welche Pausanias über die daneben liegende Agnaptoshalle giebt, sicherlich der Altis benachbart war, eine solche Anordnung einen schweren Uebelstand im Gefolge gehabt haben: Die Wagenrennen begannen nachweislich mit dem ersten Morgensonnenstrahl und währten bis zum Nachmittage. War die Bahn von Westen nach Osten orientirt, so hatten die Fahrenden am frühen Morgen die über den Höhen Arkadiens tief stehende Sonne gerade im Gesichte. Zwischen ihnen und der Sonne stand die Nyssa, die Zielsäule, welche es in kürzestem Bogen, fast mit streifender Radnabe, zu umfahren galt. Dieses an sich schon überaus schwierige

Manoeuvre musste bei einem solchen Sonnenstande doppelt schwer und gefährlich werden. Wer in der olympischen Ebene am frühen Morgen mit einem optischen Messinstrumente zu thun gehabt hat, wird bestätigen können, dass von einem klaren Erkennen oder gar Einvisiren eines im Osten stehenden Zieles nicht die Rede ist. Anders stellt sich die Sache um Mittag: die Sonne steht dann im Sommer so hoch, dass der Schatten nur noch sehr kurz ist; die Möglichkeit, auch nach der Sonnenseite hin etwas einzuvisiren, ist eine weit grössere.

Dass die Alten sich der Vor- oder Nachtheile, die der Sonnenstand für den Kämpfer im Gefolge hatte, sehr wohl bewusst waren, beweist die alte Sage vom Faustkampfe des Polydeukes. Letzterer siegte insbesondere durch die Geschicklichkeit, mit der er verstand, die Sonne im Rücken zu behalten, während sie dem Gegner die Augen blendete.

Es wäre nicht eben unmöglich, dass dieser Umstand von den Erbauern der Rennbahn in Betracht gezogen, und die letztere in süd-nördlicher Richtung angelegt wurde. Vom Stadion aus bis zu dem in antiker Zeit zwei- bis dreihundert Meter südlicher fliessenden Strome standen sieben- bis achthundert Meter freier Bahn zur Verfügung, gewiss weit mehr, als die Länge der Rennbahn betrug. Wenn wir wissen, dass die Bahn von ausgewachsenen Rossen zwölfmal umkreist werden musste, so erscheint eine Länge von zwei Stadien für die erstere durchaus angemessen. Vierundzwanzig Stadien oder mehr als vier und ein halbes Kilometer ist als Distanz für ein auf die Schnelligkeit und nicht auf die Ausdauer berechnetes Wettfahren ein völlig zureichendes Maass. Wirklich nachweisbar ist aber, wie gesagt, weder die Lage noch die Länge des olympischen Hippodromes.

Der Grund, aus welchem die eine Seite der Rennbahn länger als die andere war, wird aus der gleichen Einrichtung der römischen Renn-



• Fig. 20.

bahnen ersichtlich. Die obenstehende Fig. 20 zeigt die Anordnung im Circus des Romulus. Wären beide Seiten desselben gleich lang und die Wagenstände in gerader Linie quer davor angelegt, so hätten die auf der Seite der Jury stehenden Wagen aus ihren Ständen eine weitere Strecke bis zu der maassgebenden Ablauflinie an der vorderen Zielsäule

zu durchmessen, als die Gegner auf der anderen Seite. Durch die Verlängerung der unteren Seite und Anordnung der Wagenstände in Kreis-segmentform wird diese Ungleichheit nahezu aufgehoben. Einen gleichen Zweck wird man bei derselben Maassregel in Olympia voraussetzen dürfen; es würde dann die Axe des sogenannten Schiffsbugs zur Axe der Rennbahn schief gestanden haben.

In der römischen Rennbahn erhebt sich längs der Axe eine Scheidewand, die Spina. Bei den Hippodromen der Griechen, wenigstens bei dem olympischen, ist eine solche nicht vorzusetzen. Vasenbilder und schriftliche Belege erweisen vielmehr nur mehrere distanzangebende Pfosten zwischen den beiden Endsäulen. —

Die einzelnen Arten der hippischen Wettkämpfe sind schon bei der Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Spiele erwähnt worden. Der älteste und glänzendste war das Wagenrennen mit Viergespannen ausgewachsener Rosse (Hármati, Tetrippe, oder einfach Híppois genannt). Als es in der fünfundzwanzigsten Olympiade (680 v. Chr.) eingeführt wurde, war der Ruf der olympischen Spiele bereits über die engeren Landesgrenzen der Peloponnes hinausgedrungen. Schon hatte zwei Olympiaden zuvor ein Mann aus Smyrna sich im Faustkampfe einen Kranz errungen; den ersten im Rossewettkampf trug der Thebaner Pagondas davon.

Das Zweigespann, die Synoris, kam erst in der dreiundneunzigsten Olympiade (408 v. Chr.) in Aufnahme; ein Eleer, Euagoras, war der erste Sieger in dieser Kampfgattung.

Sechs Olympiaden später (384 v. Chr.) erfolgt dann die für die Pferdezucht sehr bedeutsame Neuerung, dass auch jüngere Pferde, Póloi, zugelassen werden, zunächst als Wagenpferde im Viergespann; ein Bürger Lakedaimons, das eine besondere Vorliebe für das Wagenrennen besass, Sybriades, war der erste Sieger in diesem Wettkampfe. Das Zweigespann der Fohlen erscheint erst sehr viel später, in der 128. Olympiade (268 v. Chr.) Einer makedonischen Frau, Belistiche, Gespann erringt den ersten Preis. Die Fohlengespanne haben als Distanz die Bahn achtmal zu umkreisen. —

Nur sehr kurze Zeit, vom Jahre 500 bis 444 v. Chr., erhielt sich das Wettfahren mit einem Zweigespanne von Maulthieren, das Apenerennen. Thersios aus Thessalien gewann darin zum ersten Male. Zwei andere Sieger mit dem Maulthiergespann, Psauis aus Kamarina und Agesias aus Syrakus hat Pindar durch seine Lieder unsterblich gemacht. Weshalb das Maulthiergespann so bald wieder aufgegeben wurde, lässt

sich aus der bei Herodot erzählten und auch von Pausanias berührten Sage muthmaassen, dass in Elis ein Fluch auf der Maulthierzucht geruht habe. Züchtete man eben in Elis keine tüchtigen Maulthiere, so lag für die festordnenden Eleer der Gedanke nahe, einen Wettkampf aufzugeben, bei welchem sie keine Ehre einlegen konnten.

Von dem Auftreten des Dreigespannes, welches wir aus Vasenbildern als in Griechenland ebenfalls üblich kennen, lässt sich in Olympia keine Spur nachweisen; jene vier Arten des Wagenrennens mit vier oder zwei ausgewachsenen oder jungen Pferden waren hier die allein gebräuchlichen. Nur einmal sah Olympia das glänzende Schauspiel von Zehngespennen junger Rosse in der Rennbahn. Nero, der wie in Anderem so auch hierin über das Gewöhnliche hinauswollte, hatte dies, um selbst darin zu glänzen, dem altgewohnten Gebrauche gegenüber durchgesetzt, sowie auch bei seinem Auftreten in Olympia das einzige Mal ein Wettkampf in den musischen Künsten stattfand. —

Von jenem aufregenden, grossartigen Anblick der dahinstürmenden Gespanne hat die handwerksmässige Kunst der Vasenmaler nur ein schwaches Abbild hinterlassen können. Die Plastik ist wenig geeignet, die leidenschaftlichen, nicht räumlich sondern zeitlich aufeinanderfolgenden Momente eines solchen Vorganges zu ihrem Motive zu wählen. So müssen wir, um uns in jenes gewaltige Schauspiel zu versetzen, zu den Dichtungen der Alten greifen. Weitausgedehnt und zu einem farbreichen Bilde gestaltet hat Homer seine Schilderung des Wettrennens bei den Leichenspielen des Patroklos:

„Alle gereiht nun standen; es wies das Zeichen Achilleus
Fern in dem flachen Gefild; und dabei zum Schauer bestellt' er
Phoinix, den göttlichen Held, den Kriegsgefährten des Vaters,
Wohl zu bemerken den Lauf und anzusagen die Wahrheit.
Alle zugleich auf die Rosse erhuben sie drohende Geisseln,
Schlugen zugleich mit den Riemen und schrie'n anmahnende Worte
Heftigen Muths; und in Eile durchstürmten jene das Blachfeld,
Schnell von den Schiffen hinweg; und emporstieg unter den Brüsten
Dick aufwallender Staub, dem Gewölk gleich, oder dem Sturmwind;
Und wild flogen die Mähnen im wehenden Hauche des Windes.
Jetzo rollten die Wagen gesenkt an der nährenden Erde,
Jetzo stürmten sie hoch, als schwebende. Aber die Lenker
Standen empor in den Sesseln; es klopfete jedem das Herz nun
Sehnsuchtsvoll nach dem Sieg; und jeglicher drohte den Rossen
Mächtigen Rufs: und sie flogen in stäubendem Lauf durch die Felder.“

Wie nun die Chancen des Rennens sich wechselvoll gestalten; wie dem Einen die Geissel entfällt, dass ihm unmuthiger Zorn die Thränen ins Auge treibt; wie dem Andren das Joch zerbricht, so dass die Rosse wild auseinander springend ihn vom Wagen schleudern; wie ein Dritter den Pferden zuspricht, ihren Ehrgeiz durch Hohnworte zu beflügeln meint, ihnen den Tod androht, wenn sie sich nicht wacker halten — das Alles mag der Leser in jener köstlichen Stelle der Ilias weiter verfolgen.

Nicht minder schön steht dieser Schilderung des Naturdichters die meisterhafte Darstellung des Rennens bei dem Tragiker Sophokles zur Seite, die er dem Boten in den Mund legt, welcher der Elektra den erdichteten Tod des Bruders Orestes meldet:

„Des andren Tages, als begann der Rosse Kampf,
Der raschen Renner, mit der Sonne frühstem Strahl,
Trat jener auch mit vielen Wagenführern ein.
Es kam ein Sparter, Einer aus Achaia, Zwei,
Im Wagenrennen wohlgeübt, aus Libya;
Er unter ihnen folgte mit thessalischem
Gespann, der fünfte; sechstens ein Aitolier
Mit braunen Füllen; siebtens ein Magnesier;
Sodann mit weissen Rossen kam ein Ainier;
Der neunte war aus Pallas' gotterbauter Stadt,
Und ein Boioter schloss den Zug im zehnten Sitz.
Und als sie standen, wie des Kampfes Richter dort
Die Lose schwangen und die Wagen ordneten,
Da schmettert' Erzdrommetenschall: fort stürmten sie,
Befeuern' ihrer Rosse Muth, und schüttelten
Die Zügel; weithin füllte da den ganzen Plan
Der Wagen dumpfes Rasseln; hochauf wölkte sich
Der Staub, und Alle rannten durcheinander hin
Und schonten nicht der Geisseln, an des Andren Rad
Und schnaubend wildem Rossgespann vorbeizufiehn.
Denn wie der Männer Schultern, so der Räder Spur
Benetzte dampfend Schaum und Hauch der Rosse rings.
Schon lenkt' Orestes um die letzte Säul' herum,
Liess stets die Nabe streifen, und dem rechten Ross
Den Zügel lassend, zog er mehr sein linkes an.
Anfänglich fuhren regelrecht die Wagen all,
Bis jene Renner Ainia's mit hartem Maul
In Sturmeseil ausrissen und, rechtshin gewandt
Den sechsten Lauf vollendend und den siebenten,

Die Stirne rannten auf die Wagen Lybia's.
 Und nun zerschmettert' Einer durch den einen Fehl
 Den Andren, stürzte nieder, und zerbrochener
 Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.
 Das nimmt Athens gewandter Zügellenker wahr;
 Drum lenkt er auswärts, hemmt der Rosse Lauf und lässt
 Vorbei der Wagen Strudel, der die Bahn durchwogt.
 Am letzten fuhr Orestes, der wohlkundig sein
 Gespann zurückhielt, bauend auf des Kampfes Schluss.
 Als aber Jener ihn allein noch übrig sah,
 Da jagt' er, hell aufdröhnend traf sein Ruf das Ohr
 Der schnellen Renner; Joch an Joch, in gleichem Schritt,
 Flog hin das Paar, nun Einer, nun der Andere,
 Der Wagenrosse stolzes Haupt vorangestreckt.
 Und aller andren Bahnenlauf vollendete
 Der Arme sonder Fährde, fest auf festem Sitz:
 Da liess er nach den Zügel, als das linke Ross
 Sich wendend umbog; und den Rand der Säule traf
 Er unversehens: mitten brach die Nabe durch:
 Er glitt vom Kranz des Wagens und verwirrte sich
 Im langen Riemzeug; als er dann zu Boden sank,
 Floh'n seine Rosse durch die Bahn in wilder Flucht.“

Wenn uns, die Aehnliches nie mit Augen sahen, die Schilderung dieser Scene hinreissen kann, was mochte sie dem Griechen sein, dem bei ihren Worten die Erinnerung an solche ihm gewohnte und mit höchster Lust geschaute Vorgänge sich in den lebendigsten Wechselbildern aufdrängte! —

Wie einst in der hellenischen Kriegführung zuerst der Streitwagen in Gebrauch war, bevor das Ross als Reitpferd benutzt wurde, so erfolgte auch die Einführung des Wettreitens in die agonistischen Spiele erst später als die des Fahrens. Die homerischen Helden finden wir weder im Kampfe beritten, noch üben sie bei ihren Kampfspielen den Wettritt. In Olympia erscheint das Wettreiten auf einem ausgewachsenen Hengste (keleti teleio) erst in der 33. Olympiade (648 v. Chr.), derselben, in welcher auch der Vollkampf, das Pankration, eingeführt wurde. Der erste Sieger in dieser ritterlichen Uebung war ein Thessalier, Krauxidas aus Krannon. Nahezu vierhundert Jahre vergingen seitdem, bevor man auch Hengstfohlen zum Wettritt zuliess. Dies geschah in der 131. Olympiade (256 v. Chr.), wo der Lykier Tlepolemos als erster Sieger ausge-

rufen wurde. Seit wann auch die Knaben zum Wettreiten zugelassen wurden, lässt sich aus Mangel an Nachrichten nicht entscheiden.

Inzwischen hatte man eine Olympiade nach der Einführung des Maulthiergespannes auch den Ritt auf Stuten (Kalpe) eingeführt, diesen Agon aber gleichzeitig mit jenem bald wieder abgeschafft. Ein Achaier Pataikos aus Dyme war der erste Sieger. Bei diesem Wettritte war es Brauch, dass die Reiter kurz vor dem Ziele vom Pferde sprangen und dieses am Zügel führend, das letzte Stück im Laufe zurücklegten. Es handelte sich bei diesem Wettritte offenbar nur um das Certiren von Stuten untereinander, denn dass die Stute schon vor der 71. Olympiade als Reitpferd mit Hengsten in die Schranken treten konnte, geht daraus hervor, dass der Korinther Pheidolas schon vor der 68. Olympiade mit einer solchen einen Reitersieg gewonnen hatte.

Es ist schon oben bemerkt worden, dass die Ehre des Sieges so gut wie heute nicht dem Reiter, sondern dem Thiere und seinem Züchter zufiel. Die Erzählung von der Stute des Pheidolas bestätigt dies in drastischer Weise. Das Thier, die wackere Aura, hatte ihren Reiter gleich bei Beginn des Rennens abgeworfen, setzte indessen als gut dressirtes Pferd ihren Lauf in vollkommen regelrechter Weise reiterlos fort, bog um das Ziel, beschleunigte ihren Lauf noch, als sie das mahnende Trompetensignal hörte, erreichte zuerst die Kampfrichter und hielt jetzt, da sie sich als Siegerin erkannte, vor Jenen still. Pheidolas wurde demzufolge als Sieger ausgerufen und erhielt die Vergünstigung, das Standbild seines guten Rosses in dem heiligen Hain von Olympia aufstellen zu dürfen. Dieses Bildwerk stand im Osten des Zeustempels nahe der Nike des Paionios. Ein anderes Ross des Pheidolas, der Hengst Lykos (Wolf), siegte zweimal in Olympia, geritten von den Söhnen des Besitzers. Auch dieses Pferdes Erzbild war in der Altis in nächster Nähe der Aura aufgestellt und trug die bei Pausanias bewahrte Inschrift:

„Lykos, der Renner, hat zweimal von hier und einmal vom Isthmos Kränze des Sieges gebracht Pheidolas' Söhnen ins Haus.“

Mehrfache Zeugnisse lassen erkennen, wie sich die Besitzer den Pferden, welche ihnen Siege gewonnen hatten, dankbar bezeugten. Bis zum Tode wurden die Thiere sorglich gepflegt, und prachtvolle Grabdenkmale erhielten solche Pferde, die dreimal gesiegt hatten. Ja die Pferde des Kimon (des Miltiades' Vater), die dreifachen Sieg davongetragen, wurden im Erbbegräbniss der Familie beigesetzt.

Fiel so ein Theil der Ehre auf die Thiere und auch auf den Reiter

oder den Wagenlenker, so trug den Preis doch nur der Besitzer der Pferde davon, oder derjenige, für welchen dieser sie laufen lassen wollte, denn eine solche Uebertragung an einen Andern war sowohl vor dem Rennen als auch nach erlangtem Siege gestattet.

Dass neben dem Kranze noch zweite Preise im Wettfahren ausgetheilt worden seien, ist eine Ansicht, welche sich nur auf eine einzige, wie es scheint, nicht richtig gedeutete Belagstelle stützt. Alkibiades nämlich, der einst mit sieben Viergespannen in Olympia concurrirte, trug jener Nachricht zufolge dabei die drei ersten Preise davon. Es darf wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die höchste olympische Ehre, die des Kranzes, nur dem ersten Sieger zu Theil wurde, und dass die secundären Preise nicht in Realwerthen bestanden, sondern lediglich in der Anerkennung, der ehrenvollen Erwähnung, die durch eine Inschrift verewigt werden mochte, dass also von eigentlichen Preisen nicht die Rede ist.

Auch die Lenker der Wagen wurden zwar nicht mit dem Kranze, sofern sie nicht das eigene siegreiche Gespann führten, wohl aber mit der feinen Wollbinde des Siegers geschmückt. Im Uebrigen mögen sie vielfach zunftmässige Grooms und Jockeys gewesen sein, die gegen Lohn bald diesem bald jenem Herren dienten. In Rom gewannen solche berufsmässigen Fahrkünstler sich oft bedeutende Vermögen. So wissen wir von einem römischen Jockey, der binnen neun Jahren 686 Rennen mitgemacht und dabei 300000 Mark verdient hatte. Zwei andere Jockeys, die, wie es scheint, als Compagnons arbeiteten, vermochten sich eine Summe von sechs Millionen Mark zu erübrigen. Mag man bereits in den griechischen Spielen eine zunftmässige Classe von Fahrern und Reitern voraussetzen, so dürfen die olympischen Wagenrennen doch mit nichten in eine Reihe mit den entarteten Circusfesten äusserlich verwandten Charakters gestellt werden, welche in Rom und später in Byzanz üblich waren. Nicht dem Rennen selbst, noch seinem Zwecke, der Veredelung der Rossezucht, galten jene wüsten Rennfeste der späteren Zeit, sondern lediglich der Befriedigung einer maasslosen Parteilidenschaft, dem Kampfe zwischen den Grünen und den Blauen, der bekanntermaassen nicht nur auf der Rennbahn ausgefochten wurde, sondern blutige Nachspiele, Strassenkampf, Aufruhr und mit massenhaften Menschenopfern niedergehaltene Empörung im Gefolge hatte. In wie früher Zeit diese römischen Rennen bereits einen bedenklichen Charakter angenommen hatten, zeigen die selbstzufriedenen Worte des ernstesten Plinius: „Wenn ich diese Menge bei einem so eitelen, geistlosen, kein Ende nehmenden

Schauspiel so unersättlich und müssig sitzen sehe, so empfinde ich ein gewisses Vergnügen, dass mir dieses Vergnügen keinen Genuss gewährt.“ Dass aber den olympischen Spielen die hervorragendsten Männer Griechenlands zuschauten, dass selbst die, welche als die Weisesten ihrer Zeit bezeichnet wurden, von weiter Ferne her zu diesem Schauspiel herbeikamen, werden wir an anderer Stelle sehen. —

Ueber die Reihenfolge der vorstehend im Einzelnen charakterisirten Kampfspiele sind die Ansichten der Gelehrten bis heutigen Tages ebenso auseinandergegangen wie über diejenige der einzelnen Bestandtheile des gesamten Festprogrammes. Zunächst ist den Nachrichten der Alten zufolge zu unterscheiden zwischen der älteren Zeit, in welcher die Wettkämpfe nur einen Tag in Anspruch nahmen, und der späteren, wo bei der Mannigfaltigkeit der Kampfarten und der Menge der Bewerber die ganze Feier sich auf fünf Tage ausgedehnt hatte. Der Wendepunkt trat laut Pausanias nach der Feier der 77. Olympiade (472 v. Chr.) ein. Das Rosserennen und der Fünfkampf hatten bei diesem Feste so lange gedauert, dass die Pankrationkämpfer erst sehr verspätet auf den Platz treten konnten, und dass demzufolge dieser Kampf bis tief in die Nacht währte. In jener Nacht ging der Athener Kallias als Sieger aus dem Pankration hervor. Man entschloss sich nun, die Wettkämpfe auf mehrere Tage zu vertheilen, und so gestaltete sich die Feier zu einer fünftägigen.

Die drei mittleren Tage waren lediglich den Kämpfen, der erste und letzte war den allgemeinen und einzelnen Opferacten, den Processionen und den Freuden des Festmahles geweiht. Die religiösen Handlungen füllten sicherlich einen sehr grossen Theil jener beiden Tage aus, denn wie die Kämpfe geeignet waren, die Mannestüchtigkeit der einzelnen Gaue in das rechte Licht zu setzen, so boten die mit grossem Aufwande vollzogenen Opferfeierlichkeiten willkommene Gelegenheit, den Wohlstand und die sich daran knüpfende Machtfälle der Heimath an dem grossen Stelldichein von ganz Griechenland zur Schau zu tragen. Die officiellen Gesandtschaften, die sogenannten Theorien, welche jeder Staat nach Olympia sandte, wurden mit Vortheil hierzu benutzt. Man kam nach Olympia nicht nur um zu sehen, sondern auch um gesehen zu werden. Mit dem äussersten Glanze, dessen Bestreitung der öffentliche Seckel gestattete, traten diese Gesandtschaften auf. Konnte man mit prächtigen Waffen nicht prunken, weil die Ekecheiria verbot, solche zu tragen, so mussten die Gewänder der Gesandten, die goldenen Stirnbinden um so kostbarer sein. Auf prächtigen Wagen mit glänzenden Geschirren fuhren sie an; in der Pracht der Purpurgezelte, die in den

lauen regenlosen Mondnächten des Hochsommers zur Herberge genügten, wetteiferten die Stammländer mit den Colonien. Vor Allem aber diente der bei den Processionen voraufgetragene Schatz an Geräthen in Edelmetall, Weihekesseln und Rauchgefäßen, zur Schaustellung des Glanzes und der Wohlfahrt, deren die Heimath sich erfreute. —

Das bedeutendste Opfer ward dem olympischen Zeus im Namen des elischen Staates dargebracht; es ist wahrscheinlich, dass es die Hauptfeierlichkeit des ersten Festtages bildete. An demselben Tage erfolgte die Vereidigung der bei den Kämpfen als Bewerber, Ringlehrer oder Kampfrichter Theilnehmenden. Sie erfolgte unter Darbringung eines Schweinsopfers in dem Rathhause zu Olympia vor einer ehernen Bildsäule des eidehütenden Zeus, deren furchtbares Aussehen leichtsinnigere Naturen vor dem Frevel des Meineides bewahren sollte. In feierlicher Anrede wendeten die Kampfrichter sich an die Schwörenden: „Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, ganz so, wie es sich für Die geziemt, die Olympia betreten wollen, wenn ihr nichts Leichtfertiges noch Unedles gethan habt, so kommt, muthig vertrauend. Wer sich aber nicht so vorbereitet hat, der gehe wohin er will!“ An diesem ersten Tage fand auch die letzte Prüfung der jüngeren Bewerber und ihre Eintheilung in einzelne Gruppen statt, ebenso die Untersuchung und Classificirung der Fohlen. Wahrscheinlich wurden auch an diesem Tage bereits die Lose gezogen, welche die gegenseitigen Antagonisten in den ersten Gängen der Paarkämpfe, die Ordnung für die Laufenden und die Standplätze für Wagen und Reitpferde bestimmten. Bevor die Lose fielen, richteten die Losenden ein kurzes Gebet an Zeus, den Lenker der Geschicke, Zeus Moiragetes, dessen Altar nebst dem der Moiren selbst, der Schicksalsgöttinnen, am Anfang des Hippodromes aufgestellt war.

Der Abend des ersten Tages mag lediglich der gegenseitigen Begrüssung der versammelten Festgäste gewidmet gewesen sein. Alte Freunde, die sich seit Jahren nicht gesehen hatten, tauschten Rede und Antwort; ernstere Männer, die mit besonderen Missionen betraut sein mochten, beriethen schon heut dem Gemeinwohl heilsame Maassnahmen; umringt von Verwandten und theilnehmenden Freunden stärkten die Helden der kommenden Tage sich an Speise und Wein und lauschten dem Rathschlage ihrer Ringlehrer oder erfahrener Olympioniken, erwogen die Schwächen und die Vorzüge des ihnen zugelosten Widerpartes.

Dann breitete die warme Nacht ihren Schleier über die bunte Scene im Alpheiosthale; allgemach verstummten die wirren Stimmen des Lagers,

deutlicher vernehmbar drang das Rauschen des Flusses zum Ohre Derer, die schlummerlos zu dem glänzenden Nachthimmel aufblickten, des kommenden Morgens gedenkend, der ihr Geschick entschied.

Und noch war die halbe Nacht kaum vollendet, als schon dunkle Gestalten, erst vereinzelt, dann in immer grösseren Schaaren, ostwärts dem Stadion zuwanderten, sich die Plätze zu sichern, von denen das Schauspiel am besten zu sehen war. Schon mit der Dämmerung waren die Reihen gefüllt, denn mit dem ersten Sonnenstrahl begannen die Spiele — an diesem ersten Kampfestage die der Knaben und Jünglinge, nur das Vorspiel zu dem volleren Kampfe der Männer, aber ein Schauspiel voll lebendigsten Interesses, denn in der blühenden Jugend, die heut in die Schranken trat, lag ja die Hoffnung, die Zukunft des Vaterlandes!

Ernsten Auges blickten Väter und ältere Brüder auf den jüngsten Sprossen des Hauses, wie jetzt von den Kampfrichtern geführt die Reihe der Kämpfer aus dem dunklen gewölbten Gange in das Stadion trat. Daheim aber bangte im Frauengemach die einsame Mutter, und heisse Gebete stiegen zu Zeus empor für den fernen Liebling, den sie an seinem Ehrentage nicht sehen durfte. Denn strenges Gesetz hielt die Frauen von dem olympischen Schauplatze fern. Wollten sie, um früher das Loos ihrer Lieben zu erfahren, die beschwerliche Reise mitmachen, so mussten sie doch am jenseitigen, südlichen Ufer des Alpheios verweilen. Was drüben vorging entzog der Wall der Rennbahn ihren Blicken: nur ein verworrener Lärm drang über den Fluss zu den Harrenden hinüber. Sie wussten nicht, wem der Zuruf, die Stimme des Beifalls galt.

Nur einmal ist das strenge Gesetz, welches die Frauen von dem Schauspielen fern hielt, übertreten worden: Eine hatte es drüben nicht gelitten, Pherenike, des mächtigen rhodischen Faustkämpfers Diagoras Tochter, aus altem berühmten Geschlechte, das seinen Ursprung auf Herakles zurückführte. In der Verkleidung eines Ringlehrers hatte sie den geliebten Sohn Peisirrhodos selbst auf den Kampfplatz geführt und stand unerkannt in der Rennbahn unter den Athletenlehrern. Als aber der Liebling nun aus dem schweren Faustkampfe als Sieger hervorging, ein würdiger Erbe des Ruhms seiner Väter, da vergass das jubelnde Mutterherz der Vorsicht, sie sprang über die Schranken und eilte auf den Sohn zu.

Todesstrafe stand auf der Uebertretung des strengen Gesetzes: aber der Richter Herz war milder als der Buchstabe, und eingedenk des Geschlechtes, dem Pherenike entsprossen, eines Geschlechtes, in welchem der olympische Sieg seit Generationen erblich war, liess man Gnade

für Recht ergehen. Seit jener Zeit aber mussten auch die Ringlehrer unbekleidet auf ihren Plätzen stehen. —

Die Wettkämpfe der Jugend, die gymnischen wie die ritterlichen, wurden an diesem zweiten Tage des Festes beendet.

Der dritte führte die Männer in die Schranken. Dieser Tag ward der bestimmende für den Namen, welchen die Olympiade tragen sollte. Die Reihenfolge der Kampfarten ist ein Gegenstand lebhafter Controverse unter den Gelehrten gewesen: wir schliessen uns der jüngsten und uns nach Prüfung aller Meinungen am einleuchtendsten gewordenen Ansicht Holwerda's an.

Wiederum mit Sonnenaufgang begann der Wettlauf, jedoch nicht — wenigstens nicht in der späteren Zeit — mit dem einfachen Stadionlaufe, sondern mit dem Dolichos, dem anstrengenden Dauerlaufe; dann folgte der einfache und darauf der doppelte Stadionlauf.

Nach der Beendigung des Laufens begann das Ringen hierauf der Faustkampf: die Vereinigung beider, das Pankration bildete den Beschluss der Männerkämpfe des dritten Festtages. Auch nach der Erweiterung der Festzeit auf fünf Tage hat nichtsdestoweniger der Kampf bis zum späten Abend gewährt. Gleich dem Athener Kallias der 77. Olympiade stand um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Smyrnaier Tiberius Claudius Rufus noch auf dem Platze, als die Sterne bereits aufzogen. Die hereinbrechende Nacht gestattete nicht, den Kampf auszufechten. So errang der wackere Claudius keinen Siegerkranz, aber doch das Recht, sich eine Ehrenbildsäule in der Altis zu errichten. Die bei Besprechung der Ephedria bereits erwähnte Basis dieser Statue, welche glücklicher Weise in besonders guter Erhaltung gefunden wurde, beansprucht durch ihre Inschrift also auch für die Constatirung der Festordnung in späterer Zeit einen besonderen Werth.

Der vierte Tag brachte die Fortsetzung der Männerkämpfe. Bei Sonnenaufgang begannen die Pferderennen; in welcher Reihenfolge aber die hippischen Agone einander folgten, wird nicht ersichtlich. Nach ihrer Beendigung ward der Schauplatz vom Hippodrom wiederum in das Stadion verlegt, wo die wechselvollen Kämpfe des Pentathlons ausgefochten wurden. Den Beschluss endlich machte der schwere Lauf der Bewaffneten, die Hoplitodromia.

Wenn die vorgedachte Reihenfolge der Kampfarten die allgemein maassgebende und officiell einzuhaltende gewesen sein mochte, so war den obersten Festordnern doch die Freiheit gelassen, unter besonderen Umständen eine Aenderung zu verfügen. So beantragte, um ein Beispiel

anzuführen, der Thebaner Kleitomachos, welcher sich als Bewerber sowohl im Pankration wie im Faustkampfe gemeldet hatte, dass der Regel zuwider der Vollkampf voraufgehen sollte, weil er in diesem beim Ringen stark benachtheiligt sein würde, nachdem er im Faustkampf Wunden davon getragen hätte. In Rücksicht auf die Billigkeit dieses Verlangens wurde an diesem Feste die gewohnte Ordnung verlassen.

Der letzte Festtag war äusserlich der glänzendste; für die Sieger brachte er den glücklichsten Augenblick des Lebens, die Uebergabe des Kranzes. Ein Knabe, dessen beide Eltern am Leben sein mussten, schnitt die Zweige mit goldenem Messer von jenem wilden Oelbaum, der im Südwesten der Altis, nahe dem Hinterhause des Zeustempels neben dem Altare der „Nymphen des schönen Kranzes“ stand. Wie wir an den Spuren auf erhaltenen Olympionikenköpfen sehen, wand man ein längeres Reis dieses Baumes mehrmals leicht zu einem Kranze zusammen, — der anspruchloseste, einfachste Schmuck, der sich denken lässt, und doch in den Augen des Hellenen das köstlichste Besitzthum der Erde. Wohl knüpften sich an den olympischen Sieg noch mancherlei andere Auszeichnungen, auch materielle Vortheile: Abgabefreiheit, eine bescheidene Geldspende und lebenslänglicher Freitisch in der Heimath, unentgeltlicher Ehrenplatz im Theater, Vorzüge im Kriegsdienst und Anderes; aber das Alles verschwand nach antiker Anschauung vollkommen gegenüber der Ehre, dem immateriellen Werthe des schlichten Oelzweiges. Deshalb bildet er in Olympia auch den einzigen Preis, neben welchem jede andere materielle Gabe doch werthlos gewesen wäre. Das wird so oft und von so vielen Seiten bezeugt, dass ein Zweifel an dem Bestehen jener Anschauung nicht gestattet ist. Boten doch auch dem Kämpfer, dem der schwerste aller Siege, der olympische, gelungen war, andere Festplätze Gelegenheit genug, sich auch materielles Gut zu erringen: den silbernen Becher in Marathon, den wollenen Mantel in Pellene, einen ehernen Schild in Argos, Erzgeräthe bei den Lykäen in Arkadien und den Ioläen in Theben. Auch directe Geldpreise waren, namentlich in Kleinasien, nicht selten, so dass handwerksmässige Athleten, von einem Festplatze zum anderen reisend, sich recht wohl ihren Lebensunterhalt oder gar ein Vermögen erwerben konnten.

In Olympia aber galt es nichts Andrems als der Ehre, deren Symbol der Kotinoskranz war. Er war bei der Erneuerung der Spiele durch Iphitos nicht gleich anfangs das Zeichen des Siegers gewesen: erst in der sechsten Olympiade sandte man nach Delphoi, um anzufragen, ob man die olympischen Sieger mit einem Kranze schmücken sollte. Die Pythia

bejahte dies und bezeichnete als den Baum, von welchem die Kranzreiser zu schneiden seien, denjenigen, welchen man mit einem zarten Spinnengewebe umhüllt finden würde. Dieser Baum wurde nun eingefriedigt und erhielt sich bis in die späte Kaiserzeit. Eine andere Sage führt die Entstehung auch dieses Baumes auf Herakles zurück. —

Der erste olympische Sieger, welcher den Kranz empfing, war der Messenier Daikles, welcher in der 7. Olympiade in dem damals noch allein üblichen Wettlauf siegte.

Ausser in Olympia war der Oelkranz auch in Attika, dem Heimathslande der Olive, der Siegespreis bei den grossen Panathenäen. In den pythischen Spielen trat, wie bekannt, der Lorbeer, auf dem Isthmos das Fichtenreis, in Nemea die Eppichranke an die Stelle des Oelreises.

Ausser dem Letzteren erhielt der olympische Sieger auch den allgemein üblichen, in der Rechten zu tragenden Palmenzweig als äusseres Zeichen seines Sieges. Auch dieser Zweig war bereits von dem Daktylen Herakles dem Iasion als Siegeszeichen verliehen worden.

Beide Bäume, deren Laub den Sieger schmückte, gelten den Alten als Symbole des Segens und unvergänglichen Lebens. In ihrer Unverwüstlichkeit und nicht zu ertödtenden Triebkraft bilden sie ein würdiges Symbol der Ausdauer und Kraft, welche den olympischen Kämpfer auszeichnete, nicht minder der unsterblichen Ehre welche der olympische Sieg verhies. Die Palme insbesondere, deren Stamm wir so häufig an Athletenstatuen und an Bildsäulen des die Palästra schirmenden Hermes begegnen, gilt als ein Sinnbild der nicht zu beugenden Kraft, weil das Palmenholz dem Glauben der Alten nach die meiste Tragfähigkeit besass, ja wie mehrere Schriftsteller fabeln, bei starker Belastung sich nicht nur nicht durchbiegen, sondern vielmehr der Last entgegenwölben sollte. —

Die zu vertheilenden Kränze — wohl auch die Palmenzweige — hatten in der älteren, einfacheren Zeit auf einem mit Erz überzogenen Dreifuss gelegen. Pausanias berichtet, dass er noch zu seiner Zeit aus Pietät im Tempel des Zeus aufbewahrt wurde, aber nachdem im Anfange des 5. Jahrhunderts Olympia seinen reichen bildnerischen Tempelschmuck erhalten hatte, nachdem Pheidias Meisterhand das Goldelfenbeinbild des Zeus dort aufgerichtet hatte, erschien eine so einfache Gestalt nicht mehr würdig genug für das Geräth, welches die Symbole der höchsten Ehre zu tragen bestimmt war. Kolotes, ein Schüler jenes grossen Meisters, ward beauftragt, einen kostbaren Tisch aus Gold und Elfenbein anzuferigen, der seinen Aufbewahrungsplatz im Heraion fand und von Pausanias eingehend beschrieben wird. Der Text ist lückenhaft, doch scheint daraus

hervorzugehen, dass Kolotes mit seinen Reliefs nicht die Platte geschmückt hatte, was ja auch unkünstlerisch gewesen wäre, sondern die vier Seiten des lothrechten Randes. Unter anderen Bildwerken befand sich hier eine Darstellung des Verlaufes der olympischen Festfeier.

Mit der Kränzung des Siegers erfolgte der grosse Moment, wo sein Name, der seines Vaters und der seiner Heimath durch des Heroldes Stimme vor allem Volke feierlich verkündet wurde, begrüsst von dem brausendem Jubel der Seinen und aller Derer, die in noch so ferner Beziehung zu ihm oder seiner Heimath stehen mochten.

Nun aber galt es, für den Beistand der Gottheit, für die Verleihung des Sieges Dankopfer zu bringen. Die Kostbarkeit des Letzteren richtete sich selbstverständlich nach den Mitteln des Siegers oder der Bereitwilligkeit, mit welcher seine von dem Siege mitberührten Landsleute ihm dabei zu Hilfe kommen mochten. Sicher ist, dass diese Opfer mit Processionen verbunden waren, in denen der Sieger mit möglichst grossem Glanze aufzutreten bemüht war: auch erborgtes Gut ward zu Hilfe genommen um den Glanz dieses Aufzuges zu erhöhen. So scheut sich selbst der hochbegüterte Alkibiades nicht, die kostbaren Geräthe, welche die officielle Gesandtschaft Athens für ihre Procession mitgeführt hatte, bei seinem eigenen Siegesopfer zu entleihen und seinen Aufzug dadurch zu verschönern. Solche Aufzüge geschahen unter musikalischen Aufführungen, Flöten und Kitharaspield, auch Reigengesängen gemietheter Chöre.

Glänzender noch waren die Aufzüge der staatlichen Repräsentanten, der Theorieen, welche gleichfalls am letzten Tage, und zwar nach den Opfern der Sieger stattfanden. Sodann vereinte das von den Eleern veranstaltete Festmahl die Sieger im Prytaneion. Der Abend und wohl die ganze folgende Nacht verging bei den frohen Schmausereien, welche die einzelnen Sieger ihren Freunden gaben. Reiche Olympioniken begnügten sich nicht damit, lediglich ihre näheren Bekannten oder Landsleute zu diesen Gastereien heranzuziehen, sondern dehnten ihre Freigebigkeit auf viel weitere Kreise aus. Ja, Alkibiades bewirthete nach seinem dreifachen Wagensiege die gesammte zum Feste herbeigeströmte Menge, und nicht nur die Menschen sondern auch die Thiere. Einen grossen Theil der Kosten dieser glänzenden Bewirthung trugen hierbei allerdings die attischen Bundesgenossen: die Lesbier gaben den Wein, die Chioten das Pferdefutter, die Ephesier erbauten das prächtige Speisezelt für die bevorzugten Gäste.

In ähnlich freigebiger Weise bewirthete Leophron die Festversammlung. Der reiche Agrigentiner Empedokles, ein Anhänger des Pythagoras

und daher Vegetarianer, liess die Gestalt eines Ochsen aus kostbaren Gewürzen herstellen und vertheilte diesen unter die Zuschauer. —

Die Siegesmahle wurden reichlich durch musikalische Aufführungen und Chorgesang verschönt. Mochten dabei vorzugsweise ältere Lieder gesungen werden wie das des Archilochos, welches mit den Worten begann:

Heil Dir, herrlicher Sieger, Herrscher Herakles,
Dir und Iolaos Heil, dem speerberühmten Paar!

so verherrlichten doch oft auch schon jetzt eigens zum Lobe des Siegers gedichtete Reigenlieder ihn und sein Haus. Ein solches ist Pindars zehnter olympischer Siegesgesang. Er preist Agesidamos, einen Lokrer, der als Knabe den Sieg im Faustkampfe gewann. Da dieser Sieg am zweiten Festtage errungen war, die Aufführung des Chorgesanges aber am fünften Tage erfolgte, so blieben dem Dichter nur drei Tage zur Verfassung und Einstudirung des Liedes. Freilich konnte von dem Texte derjenige Theil, der sich in allgemeinen Betrachtungen ergeht, bereits vorher fertig sein, auch mochte die Melodie bereits zuvor geschrieben und vom Chore gelernt sein, so dass nur übrig blieb, die für die besondere Gelegenheit erforderlichen Worte unterzulegen.

Solche Siegeslieder (Epinikia) gelangten zu höherer Bedeutung freilich erst bei der weit grösseren und prächtigeren Feier, welche in der Heimath des Siegers erfolgte und bei Begüterten sich oft alljährlich am Jahrestage des Sieges wiederholte. Eine solche bedeutende Feier war aber auch dem Mittellosen sicher, der Staat oder die Gemeinde trat dann für die Kosten ein. Dieser Sitte verdanken wir das Edelste und Herrlichste, was uns von der Lyrik der Alten erhalten geblieben ist, die Siegesgesänge des Pindar. Gehören sie, mit Ausnahme des schon erwähnten, streng genommen auch nicht in den Rahmen eines Buches, welches sich nur mit der Festfeier in Olympia selbst beschäftigt, so gewähren sie doch einen so tiefen Einblick in die Auffassung der Alten von der Bedeutung jenes Festes, dass ein flüchtiges Verweilen bei jenen köstlichen Dichtungen gestattet sein wird. Nirgends verräth sich in diesen Gelegenheitsgedichten die geringste Spur einer niederen Schmeichelei, die den oft in glänzendster Stellung befindlichen Siegern gegenüber so nahe lag, und bei römischen Dichtern der Kaiserzeit gewiss in ausgedehntestem Maasse zum Ausdruck gelangt wäre. Pindar hat einerseits eine viel zu hohe Meinung von seinem Berufe als Dichter und besitzt ferner einen zu tiefen sittlichen Ernst, als dass er sich zu so niederem Dienste ver-

standen hätte. Voll glühender Begeisterung für sein Vaterland, als welches er das gesammte Griechenland ansah, musste er den bittersten Schmerz erfahren, dass seine Vaterstadt Theben der allgemeinen Sache den Rücken kehrte und auf der Seite des persischen Erbfeindes stand. Dieser Kummer, der ihn sein Leben hindurch nicht verliess, hatte ihn frühe gereift, so dass die ihm durch angeborene Begabung geläufige Form sich schon in seinen Jugendjahren mit köstlichem geistigem Gehalte erfüllt. Davon giebt schon der im zwanzigsten Lebensjahre gedichtete zehnte pythische Siegesgesang deutliches Zeugniss.

Ueberall nimmt die eigentliche Lobpreisung des Siegers nur den kleinsten Raum im Gedichte ein, sie wird mit wenigen aber treffenden Worten erschöpft:

Halte Maass in dem Lied, sammle in kurzes Wort
Des Herrlichen viel — dann läuft in dem Volke
Tadelsucht Dir weniger nach!

Nächst dem Preise des Siegers folgt das Lob des Vaters, der Brüder oder der Ahnen. Schon hierbei findet Pindar häufig den Uebergang zu Dem, was ihm die Hauptsache ist, Verherrlichung der Götter oder göttlicher Heroen. Mit oft epischer Breite werden die Mythen erzählt, welche mit dem Stamme des Siegers verknüpft sind, oder wird in Ermangelung solcher von der Einsetzung der heiligen Spiele oder dem Ursprung geheiligter Bräuche bei denselben berichtet. Mit bewusster Absichtlichkeit tritt Pindar hierbei oft den im Volke verbreiteten Legenden entgegen, welche irgend eine Frevelthat oder auch nur einen Makel an Götter oder Helden knüpfen. Solche Ueberlieferungen erklärt er für verwerfliche Fabeln und ersetzt sie durch Versionen, welche die mythischen Persönlichkeiten als durchaus sittlich rein erscheinen lassen, als würdige Vorbilder, denen in allen Punkten nachzuleben zur Ehre gereicht. Vermag er Solches nicht, so zieht er es vor, den Mythos lieber ganz zu verschweigen. So übergeht er den Brudermord, den Peleus und Telamon in Aigina vollbracht haben:

Ich nenne nicht gern laut so schwere Thaten,
Warum sie floh'n ihr edles Eiland, was die Starken
Verjagte aus Oinona — still! nicht jede Wahrheit,
Die sich enthüllt, ist dankenswerth.

Für eitel Erfindung erklärt er die Sagen von den Freveln der Götter: ihr eigenes schlechtes Thun haben die Menschen den Göttern

angedichtet. Diese sind rein und heilig, gütig und vor Allem allmächtig.
Was sind Menschen ihnen gegenüber:

Eintagsgeschöpfe! was ist „Jemand“? was „Niemand“?
Eines Schattens Traum sind Menschen. Nur wo ein Strahl
Gottgesendet herabfällt,
Leuchtet heiteres Licht dem Mann und anmuthiges Leben!

Alles was geschieht ist der Götter Werk: sie verleihen den Sieg
wie im festlichen Kampfspiel so im Ernste der Feldschlacht:

Das zeugt Salamis beim Vertilgungsschauer des Zeus,
Da der Mord einhagelt in die unzählbaren Männer —
Mit Schweigen lösche dein Prahlen!
Zeus ist Aller Herr,
Zeus hat Dies und Jenes gethan!

Worte unvergänglichen Gehaltes bergen Pindars Lieder, Mahnungen
meist zum weisen Maasshalten, zur demüthigen Beugung unter den Willen
der Götter, Hinweise auf den Wechsel des Glücks wie des Leides:

Ach, dem Sterblichen enthüllt
Nimmer sich des Todes Ziel,
Noch ist kund uns, ob mit Ruhe
Wir das Sonnenkind, den Tag,
In ungetrübtem Genuss des Glücks beschliessen.
Es rollt Well' an Welle,
Bald Wonne bald Leiden wechselnd,
Auf die Menschen herein!

Am reinsten und vollsten spricht sich bei dem Dichter, der ein
Geweiheter der eleusischen Geheimnisse ist, der Gottesbegriff und die
Hoffnung auf ein unsterbliches seeliges Dasein aus. Von den Wundern
des Mysteriendienstes spricht er mit der höchsten Begeisterung:

Selig, wer das schaute, bevor er stieg
Unter die hohle Erde hinab;
Er kennt des Lebens Ziel,
Kennt den zeusgegebenen Anfang!

Den naiveren Vorstellungen des Volkes nachgehend schildert er die
Wonne der Seeligen im Jenseits:

Aber ewig bei Tag und Nacht
Haben die Guten dort die Sonne

Und schauen ein mühelos Leben.
 Nimmer die Erde mit harter Hand
 Brechen sie auf, noch des Meeres Fluth
 Um spärlichen Lohn.
 Sondern ein thränenloses Leben
 Nehmen sie hin bei den Gottgeehrten,
 Weil sie erfreut sich an Eidestreue.
 (Was Andre dulden, es ist unschaubar.)
 Doch die es dreimal bestanden, schuldlos
 Hier und dort die Seele zu wahren,
 Diese geh'n auf der Bahn des Zeus
 In die Burg des Kronos ein:
 Dort, wo die Meereslüfte mild
 Auf der Seligen Eiland wehen,
 Wo die Blumen leuchten wie Gold
 Hier von stolzen Bäumen herab,
 Andere dort vom Quell getragen,
 Und sie flechten daraus sich Kränze
 Um die Schläfe und um die Hand. —

Ueberall gestaltet sich durch solche Schilderungen oder tiefsinnige Betrachtungen das Epinikion zu einem Kunstgebilde, welches hoch über dem Range eines blossen Gelegenheitsgedichtes steht, dass in seinem weltgültigen Inhalt nicht nur für die Sieger, denen es gewidmet war, und für seine Tage, sondern für alle Zeiten dauernden Werth beansprucht.

Die höchste Vorstellung verbindet Pindar mit seinem Dichterberuf, der ihm nicht ein Gewerbe um Goldeslohn oder Fürstengunst, sondern ein von Gott verliehenes priesterliches Amt dünkt. So erscheint ihm denn auch das Lied, welches den Sieger verherrlicht, weil es durch den Gott eingegeben ist, als eine der werthvollsten Gaben für den Ersteren, ja als integrierender Bestandtheil des Sieges selbst, ein unvergängliches Denkmal:

Auf goldner Säulen Grund errichtend
 Glänzenden Saales Thor,
 Bauen den Hymnos wir gleich prachtvollem Palast.

Und wahrlich ein Recht zu so stolzem Worte hat Pindar wie kaum ein Anderer! Wie ein blumengeschmücktes Festthor steht der Eingang jenes herrlichen Siegesliedes auf Diagoras vor uns:

Wie die Schaale ein Mann ergreift,
 Aufschäumend vom Thau des Weinstocks,
 Und aus reichgesegneter Hand

Zutrinkend sie
 Dem jungen Eidam als Gabe darreicht von dem Haus in das Haus,
 Die Krone der Schätze von lauterem Gold,
 Ehrend die Freuden des Mahls und der neuen Verschwägerung,
 Dass er im Kreise der Freunde
 Ihn neidenswerth beglückt mit innigem Ehebund:
 So erfreu' auch ich, den Nektartrank,
 Die Gabe der Musen, süsse Frucht des Geistes,
 Kampfreistragenden Männern voll zusendend.

Aber alle jene herrlichen Lieder, die zum Tone der Flöte oder der Phorminx vom Chor in Strophen, Gegenstrophen und trioartiger Epode gesungen wurden, sie liegen nun vor uns als blosse Gedichte, von deren Melodien wir keine Ahnung besitzen, von denen wir oft selbst den Rythmus schwer herauszufinden vermögen.

Wie viel gewaltiger müssen sie als gesungene Chöre gewirkt haben, wenn wir uns auch die griechische Musik auf einer ziemlich niederen Entwicklungsstufe denken mögen. Was sie gleichwohl den Griechen war, erkennen wir eben aus Pindar da, wo er ihr Lob und ihre Macht verkündet:

Goldene Phorminx, deren Besitz Apollon
 Mit euch, ihr veilchengelockten Musen theilt,
 Deiner horcht der Schritt beim Beginn des Festes,
 Und der Sänger lauscht dem Wink
 Wann Du leise geregt dem Gesang vorangehst;
 Und den Blitzstrahl löschest Du aus, den Wurfspieß
 Ewigen Feuers; es schläft der Aar,
 Die schnellen Flügel gesenkt, auf dem Stab des Zeus,
 Der Vögel König. Nächtliche Wolken webst Du,
 Der Augen süssen Schluss, um's gebeugte Haupt ihm;
 Schlafend hebt er den weichen Rücken
 Von Deinen Klängen besänftigt. Selbst der tobende Kriegsgott
 Bleibt vom rauhen Gewühl der Lanzen fern
 Und sonnt an der Festlust sein Gemüth.
 Deine Gewalt schmelzt Göttern den Sinn
 Unter Apollons Hand und der hochbusigen Musen. —

Aber wen Zeus nicht liebt, der erschrickt,
 Wenn er den Laut singender Musen hört,
 Auf dem Land, auf dem furchtbaren Meer,
 Und tief im Tartaros der götterverhasste,
 Der hundertköpfige Typhon.

Wohl hat Horaz Recht, wenn er meint, ein Lied Pindars sei köstlicher als hundert Bildsäulen. Von jenen Tausenden von Siegerstatuen, welche die Haine von Olympia und Delphoi erfüllten, ist nicht eine einzige unversehrt auf uns gekommen. Was einem Diagoras, Theron, Psaumis und wie sie Alle heissen mögen, die Pindars Sang verherrlicht hat, was ihnen Unsterblichkeit verliehen hat, ist das Lied des Sängers, das heute noch Hunderte mit Entzücken erfüllt. —

Wie die weitaus grösste Zahl der Pindar'schen Lieder und die seiner Genossen, eines Simonides und Euripides, erst einer späteren Feier Glanzpunkte bildeten, als der Siegesfeier am fünften olympischen Festtage, so erfolgte auch später erst die Auszeichnung des Siegers durch die Errichtung eines Standbildes im heiligen Haine. Einer freilich nicht ganz unverdächtigen Stelle bei Plinius zufolge durfte sich, wer nur ein- oder zweimal in Olympia einen Sieg errungen hatte, nur eine solche Statue setzen, welche durch ihre Stellung oder ihre Attribute die Art des Kampfes im Allgemeinen charakterisirte, nicht aber die Züge des Siegers trug. Erst ein dritter Kranz berechnete zu der Ehre, sich eine portraitähnliche Statue in voller Lebensgrösse zu setzen. Die Bildwerke der ersteren Gattung, welche nur einen allgemeinen Typus trugen, mochten wohl in den Ateliers der Künstler als Ladenwaare jederzeit fertig zu haben sein. Wahrscheinlich fanden sich Händler mit solchen Statuen in Olympia zum Feste ein, um ihre Waare an die in glücklicher Siegesstimmung freigebigen Olympioniken zu verkaufen. Ja einmal bringt sich ein Bewerber, dem ein Traum den günstigen Ausgang des Kampfes verheissen hatte, das fertige Standbild bereits nach Olympia mit, um es nach vollbrachter That gleich aufzustellen.

An den Denkmälern höheren Ranges, den Portraitstatuen, den bronzenen Quadrigen, betheiligten sich die Künstler erster Grösse und konnten gewiss kein günstigeres Ausstellungsfeld für ihre Schöpfungen finden, als die von Tausenden besuchten Feststätten der grossen Nationalspiele. Solcher Meisterleistungen der plastischen Kunst werden wir an anderer Stelle zu gedenken haben. —

Mit den vorbesprochenen Agonen und festlichen Acten ist die Reihe der officiellen Bestandtheile der olympischen Panegyris erschöpft. Aber der Zusammenfluss einer so beträchtlichen Menschenmenge gab Veranlassung zu mancherlei nebenhergehenden öffentlichen Schaustellungen. Vorlesungen, Reden und Recitationen, die ohne in das Programm des Festes aufgenommen zu sein, die Pausen in demselben ausfüllten. Bei dem gänzlichen Mangel einer Presse waren grosse Aufführungen im

Theater und Volksfeste wie die grossen nationalen ganz besonders geeignet, einer gewünschten Bekanntmachung die möglichste Verbreitung zu geben. So wurden die Aufführungen neuer Dramen in den Theatern häufig genug zu Bekanntmachungen aller Art benutzt. So liess Alexander die allgemeine Amnestie der politischen Verbannten bei den grossen Dionysien im athenischen Theater verkünden. So werden in Olympia und am Isthmos, in Nemea wie in Pytho häufig Vertragsurkunden, Ehrendecrete und andere Schriftstücke von Belang öffentlich verlesen und danach in Erz oder Stein gegraben in der Altis aufgestellt. Ganz Hellas ward dergestalt Zeuge der beschworenen Eide, der Beschlüsse oder Vertrauensvoten, mittelst derer die Einzelstaaten ihre Bürger oder verdienstvolle Freunde ehrten.

Hervorragende Redner und Dichter, oder auch solche, welche sich wenigstens dafür hielten, versäumten die bequeme Gelegenheit nicht, sich schnell bekannt zu machen, nachdem, Lukian zufolge, Herodot mit dem Vortrage eines Theiles seiner Geschichte den Anfang gemacht hatte. Philosophen, Rhetoren, Sophisten treten mit Stegreiffreden über oft sehr nichtige Themata auf, so dass die ungenirte Kritik sich über sie lustig macht: „Ein Strom von Worten, ein Tropfen von Gedanken!“ Gefürstete Häupter, die sich für Schöngeister halten, lassen ihre Gedichte durch gute Declamatoren oder Sänger vortragen, und werden trotz der schönen Stimme ihrer Interpreten ausgepiffen.

Aber auch Männer ernsterer Art ergreifen das Wort, um das Volk zu Mannhaftigkeit und Eintracht, zum Zusammenhalten gegen die gemeinsamen Feinde des Vaterlandes zu ermahnen. — So hält hier Gorgias seinen berühmten Olympiakos Logos, so Lysias seine Reden gegen die Perser und gegen die sikelischen Tyrannen.

Die Stelle, von der aus solche Reden oder Declamationen stattfanden, war der Opisthodomos des Zeustempels, das nach Westen zu geöffnete Hinterhaus, vor welchem man sich demnach einen von Weihgeschenken und Statuen ziemlich unbesetzten Raum für die Zuhörer zu denken hat.

Auch Männer der Wissenschaft stellten die Ergebnisse ihrer Geistesarbeit, Künstler die Werke ihrer Hände dauernd oder während des Festes in Olympia auf, um sie zu allgemeiner Kenntniss zu bringen. So stellte der chiotische Astronom Oinopides, ein Zeitgenosse des Anaxagoras, in Olympia eine eiserne Tafel auf, welche die Vorschläge für eine von ihm gefundene neue Methode der Zeitrechnung enthielt. Es war einer der vielen missglückten Versuche griechischer Philosophen, den Sonnen- und

Mondlauf in Uebereinstimmung zu bringen. Des Oinopides „grosses Jahr“ sollte 59 Sonnenjahre umfassen, entsprechend einer Periode von 729 Monaten, worunter 2 Schaltmonate. Die Erfindung, welche wohl mehr vom speculativen als vom astronomischen Standpunkte aus zu betrachten ist (729 ist das Quadrat der pythagoräischen Zahl 27), machte trotz einer später von Philolaos vorgeschlagenen Verbesserung kein Glück.

Glücklicher war der Maler Aëtion, der in Olympia sein die Vermählung Alexanders mit der Rhoxane darstellendes Tafelbild vorführte und einen der Preisrichter dadurch so sehr entzückte, dass dieser angesehene Mann dem in den Augen der Hellenen doch als Handwerker geltenden Künstler seine Tochter zum Weibe gab.

Auch Zeuxis soll, zwar nicht seine Gemälde, sondern vielmehr die Schätze, welche er sich durch seine Kunstfertigkeit erworben hatte, in Olympia ausgestellt haben.

Könnte über die allgemeine und ausserordentlich hohe Bedeutung des olympischen Festes für das gesammte Griechenland noch irgend ein Zweifel obwalten, so würde er durch einen Blick auf die Namen der Zuschauer schwinden müssen, welche sich zu diesem Schauspiele einfanden.

Dass die grossen Feldherrn und Staatsmänner sich gern an dem Anblick der lebendigsten Kraftäusserung ihres Volkes erfreuten, kann nicht Wunder nehmen. Einen Themistokles, Kimon, Philopoimen finden wir bei den grossen nationalen Festspielen unter der Menge der Zuschauer. Als Themistokles bald nach seiner grossen Waffenthat bei Salamis im olympischen Stadion erschien, erhob sich die ganze nach Tausenden zählende Menge von ihren Sitzen. Aehnliches begegnete Philopoimen, dem „letzten Hellenen“ in Nemea; als bei dem Wettstreite im Gesange der berühmte arkadische Kitharöde Pylades ein Lied des Timotheos anstimmte, das mit den Worten begann:

„Der Du der Freiheit Zier um Hellas schmückend gewunden,“

da wandten sich Aller Augen auf den unter den Zuschauern sitzenden Feldherrn, und ein Jubel der Begeisterung erhob sich, der die Stimme des Sängers verschlang.

Aber auch die Weltweisen, die Philosophen, verschmähten das Schauspiel der grossen Feste nicht. So kamen auch aus der Zahl der Sieben, welche den Griechen als die Weisesten galten, Thales und Cheilon noch in hohem Greisenalter nach Olympia. Beiden wurde das beneidenswerthe Loos, hier mitten aus der Festfreude durch einen plötzlichen sanften Tod abgerufen zu werden, Thales in Folge der Anstrengung der

weiten Reise von Milet her und der übermässigen Hitze der Festtage, Cheilon unfähig, das Glück zu ertragen, seinen geliebten Sohn mit dem Oelzweige gekrönt zu sehen.

Pythagoras, Anaxagoras, Sokrates, Platon, Aristipp und zahlreiche andere Philosophen erscheinen oft und gern als Zuschauer bei den festlichen Spielen; Pythagoras und Platon sollen in ihrer Jugend sogar selbst agonistische Siege errungen haben. Selbst der weltverachtende Philosoph von Sinope, Diogenes, hielt die olympischen Spiele seiner Theilnahme für würdig.

Dass glänzende Redner wie Gorgias, Lysias, Demosthenes, Olympia nicht nur um zu schauen, sondern auch um sich hören zu lassen, besuchten, ist früher schon erwähnt worden. Der geistreiche Lukian besuchte die olympischen Spiele nicht weniger als fünf Mal — mindestens also zwanzig Jahre hindurch; wir danken dieser seiner Neigung eine Fülle schätzenswerther Angaben über die Gymnastik seiner Zeit.

Wunderliche Heilige wie Apollonios von Tyana, wie Peregrinos Proteus versäumten nicht, sich in Olympia sehen und bewundern oder verspotten zu lassen.

Dass Dichter wie Pindar und Simonides den grossen nationalen Festspielen die reichste Anregung verdanken, bedarf nur der Andeutung. —

Wenn neben der einmüthigen Anerkennung, welche das Alterthum den olympischen Spielen und ihrem Einflusse zollte, vereinzelte Stimmen sich vernehmen lassen, welche ein abfälliges Urtheil aussprechen, so darf uns das nicht beirren; es sind Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Von Euripides, den seine kurzsichtigen Eltern wider seine Neigung zum Athleten bestimmt hatten, wird man es begreifen, wenn er, dem seinem Dichtergemüth unsympathischen Berufe entronnen, sich ungünstig gegen die Agonistik vernehmen lässt:

„Den Diskos wohl zu werfen, Stösse gut zu thun,
Dergleichen Siege — retten die das Vaterland?
Kämpft man, den Diskos in der Hand, je mit dem Feind?
Kann Einer, der 'nen Schild mit blosser Faust zerschlägt,
Dadurch die Feinde werfen aus dem Vaterland?“

Was jene gewaltigen Athleten auch im Ernstkampf der Schlachten vermochten, zeigt ja das Beispiel eines Milon, Phayllos und Anderer.

Gewichtiger sind die abfälligen Urtheile des Philosophen, von dem das inhaltschwere Wort stammt: „Wenn die Pferde Götter hätten, so

würden sie ihren Göttern Pferdegestalt geben; diese Götter aber hätten so wenig Existenz wie die euren, die ihr nur in menschlicher Form denken könnt.“ Xenophanes eifert dagegen, dass man einem olympischen Sieger den Vorsitz bei heimischen Festen einräumt, dass man ihn auf Staatskosten erhält, ihm ein erbliches Ehrengut bewilligt. Er meint:

„Wenig Genuss für den Staat kann ja erspriessen daraus,
Wenn wettkämpfend ein Bürger gesiegt an den Ufern von Pisa;
Denn dies füllet mit Gut nimmer die Speicher der Stadt.“

Aber das Urtheil dieses höchst scharfsinnigen und geistreichen Denkers beweist nicht viel mehr, als dass er seiner Zeit und ihren Anschauungen so weit vorausgeeilt war, dass er ihr Bedürfniss gar nicht mehr verstand. Es beweist gegen den Werth, welchen die grossen Nationalfeste für das Volk besassen, gerade so wenig wie des in eigenem Streben Genüge findenden Platon Urtheil über den Werth des eleusinischen Gottesdienstes, in welchem doch Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet die höchste Befriedigung des religiösen Bedürfnisses empfand.

Die fast unverwüsthliche Lebensfähigkeit, welche das olympische Fest noch bis weit in die Zeiten des als Staatsreligion anerkannten Christenthums hinein erhält, ist an sich schon ein schlagender Beweis für die Berechtigung und den Werth desselben, eines Festes von einer Volksthümlichkeit sonder Gleichen, eines Festes, dem kein anderes irgend eines Volkes oder irgend einer Epoche verglichen werden kann. —

Wie die olympischen Spiele ursprünglich ein auf die Theilnahme der Eleer begrenztes Fest gewesen waren, so blieben die Letzteren auch für alle Zeiten die Leiter und Ordner der zum Gemeingut von Griechenland gewordenen Feier, nachdem sie die Macht von Pisa gebrochen hatten. Nur ausnahmsweise und auch dann nur für einzelne Olympiaden haben andere Stämme dieses Vorrecht gewalthätig an sich gerissen: in der 8. Olympiade die Argiver im Bunde mit den Pisaten; in der 34. Olympiaden die Pisaten auf eigene Hand unter ihrem Fürsten Pantaleon; endlich in der 104. Olympiade dieselben im Vereine mit den Arkadern.

Demzufolge erkannten die Eleer diese drei Feste nicht als gültig an und bezeichneten sie als Anolympiaden. Eine vierte Anolympias ward dadurch herbeigeführt, dass Nero die 211. Olympiade in einer allen Brauch gewaltsam umstürzenden Weise zu feiern gezwungen hatte. Diese erst im dritten Jahre nach dem fälligen Termine gefeierten Spiele wurden somit ebenfalls in der Rechnung der Eleer nicht als Fest aufgeführt.

Dagegen wurde die 175. Olympiade, in welcher Sylla, um seinen Triumph zu verherrlichen, alle Kämpfer mit Ausnahme der Knaben nach Rom berufen hatte, als gültiges Fest gerechnet.

Für die Vorbereitung und Anordnung des Festes hatte in der früheren Zeit ein einziger Festordner genügt, wie ja auch zuvor der Ueberlieferung nach die mythischen Feste zu Olympia immer nur durch Einen eingesetzt und geordnet worden waren, vom Daktylen Herakles an bis auf Iphitos herab. So blieb es bis zur 50. Olympiade. Von hier ab theilten zwei der angesehensten elischen Bürger die Ehren und die Mühen der Festleitung, und diese Einrichtung erhielt sich längere Zeit hindurch, bis die Mannigfaltigkeit der Kampfesweisen und die sonstige Erweiterung der gesammten Festfeier verstärkte Kräfte erheischten. Man fand nun den Modus, aus jedem der neun Stämme, welche die Gesamtheit von Elis ausmachten, einen Festordner zu wählen, und so bildete sich aus neun Mitgliedern die Behörde der Kampfrichter oder Hellanodiken. Drei derselben führten nunmehr die Aufsicht über die Pferderennen, drei über den Fünfkampf und drei über die übrigen gymnischen Wettkämpfe. Bald nach dieser Neuerung trat ein zehntes Mitglied hinzu, und schliesslich erreichte um die 103. Olympiade die Körperschaft die Zahl von zwölf Mitgliedern, entsprechend den auf die Zahl von zwölf angewachsenen elischen Phylen. Es war die Zeit der politischen Höhe von Elis, dessen Küstengebiet sich vom Nordrande der Peloponnesos südlich bis zu dem messenischen Pylos erstreckte. Es war zugleich der Wendepunkt seiner Machtentfaltung: Grenzstreitigkeiten mit den Arkadern verwickelten das Land in einen Krieg, dessen Kampf selbst in dem umfriedeten Heiligthum des olympischen Zeus tobte, und der mit dem Verluste werthvoller Gebietsstrecken endete. Elis ward auf acht Phylen zurückgeführt, und demgemäss erscheinen nach der 104. Olympiade, in welcher, wie oben erwähnt, die Arkader die Festleitung behaupteten, nur noch acht Hellanodiken. Später greift man ohne ersichtliche Veranlassung auf die Zehnzahl zurück, die sich bis zu Pausanias Zeit und wohl noch später erhielt. Dem genannten Schriftsteller verdanken wir die obigen Angaben; ihnen stehen freilich bezüglich der älteren Zeit anderslautende, unter sich wiederum nicht übereinstimmende, Zeugnisse gegenüber, so dass eine volle Sicherheit über die Sache nicht zu erlangen ist. Es scheint, dass die Hellanodiken für jede Festperiode neu gewählt wurden, und dass sie ihr Amt während der ganzen Dauer einer Olympiade, also vier Jahre lang, verwalteten. Die Neuwahl erfolgte schon nahezu ein Jahr vor dem Beginn der neuen Olympiade; schon zehn Monate vor

demselben mussten die Hellanodiken in der Hauptstadt Elis zusammentreten, woselbst für ihre Zwecke in der Nähe des Marktplatzes ein besonderes Gebäude, der Hellanodikeōn, errichtet war. Hier erhielten sie durch die elische Verwaltungsbehörde der Nomophylakes, der „Gesetzeswächter“, eine auf ihre Amtspflichten bezügliche eingehende Instruction und gewannen durch persönliche Beaufsichtigung und Leitung der athletischen Uebungen in dem Gymnasion der Hauptstadt vollkommene Einsicht in die Theorie und Praxis der einzelnen Kampfsarten, die ihnen allen überdies gewiss aus eigener Erfahrung bereits geläufig war. Da der elische Marktplatz zugleich für das Einreiten der Rosse benutzt wurde, so bot sich auch hier den Vorzubereitenden in nächster Nähe ihres Quartieres Gelegenheit, ihre hippischen Studien zu vervollkommen.

Die Hellanodiken hatten nun zunächst die Pflicht, die Anmeldungen für die bevorstehenden olympischen Wettkämpfe entgegenzunehmen und die sich Meldenden in einer Liste, dem Leukoma, vorzumerken. Solche Meldungen mussten und konnten sicherlich schon sehr zeitig erfolgen, da langwährende Vorbereitungen der Bewerber in ihrer Heimath vorgeschrieben waren; wer in Olympia auftreten wollte, musste sich schon etwa ein Jahr zuvor dazu entscheiden. Zehn Monate lang hatte er sich dann gewissen auf seine Körperpflege bezüglichen diätetischen Regeln zu unterwerfen, eine Pflicht, deren gewissenhafte Erfüllung später eidlich zu erhärten war. Irrthümlich haben die Ausleger der von dieser „Askesis“ handelnden Stelle des Pausanias hierbei an bestimmte gymnastische Uebungen gedacht, von denen garnicht die Rede ist. Wie der Athlet sich für den schweren Kampf in seiner Kunst übte, war seine eigene Sache und konnte den Hellanodiken gleichgültig sein. Dagegen erforderte die Billigkeit, dass nicht der Reiche vor dem Mittellosen durch besondere Körperpflege etwas voraus hatte. Es war deshalb die Kost — in früheren Zeiten nur frischer Käse, erst vom 5. Jahrhundert ab auch Fleischnahrung — und das sonstige diätetische Verhalten für die Athleten genau vorgeschrieben. Dass diese Vorschriften zehn Monate lang vor dem Eintreffen der Kämpfer in Elis beobachtet waren, sollte von den Hellanodiken durch Eidesabnahme festgestellt werden. Dieser Vorbereitungszeit folgte nun unter den Augen der Hellanodiken eine dreissigtägige Probezeit der Bewerber in der Hauptstadt Elis. Hier ergab sich, in welche Altersklasse der Bewerber einzureihen war, denn hierüber entschied nicht das Lebensalter allein — das vielleicht auch nicht immer mit voller Sicherheit festzustellen war —, sondern in dem Uebergangsstadium vom Knaben zum Erwachsenen gab wesentlich die körperliche

Stärke den Ausschlag. So konnte der Dichter Euripides von der Theilnahme an den Spielen überhaupt zurückgewiesen werden, weil man darüber nicht einig werden konnte, welcher Altersklasse man den Siebzehnjährigen zutheilen sollte.

In gleicher Weise hatten die Hellanodiken über die Classeneintheilung der zum Rennen angemeldeten Pferde zu bestimmen. Sie mussten beeidigen, dass bei Menschen und Thieren die Entscheidung ohne sträfliche Beeinflussung gefällt sei, und dass die Gründe für die jeweilige Entscheidung Geheimniss bleiben würden. Die definitive Zutheilung zu einer Kämpferclassen erfolgte erst in Olympia und zwar nach jenem Eide. Denn es ist bezeugt, dass dort noch Aenderungen eintreten konnten. So konnte der Spartaner Lykinos, welcher Fohlen zum Rennen nach Olympia angemeldet hatte, das eine derselben, welches bei der Prüfung nicht zugelassen wurde, unter den volljährigen Rosse laufen lassen. Ein achtzehnjähriger Rhodier, Hyllos hatte sich zum Ringkampfe der Knaben gemeldet und wurde zurückgewiesen; da erklärte er sich bereit, in der Abtheilung der Männer zu ringen, ward zugelassen und erlangte den Sieg. Ob in Olympia auch die Möglichkeit gewährt war, in einer Kampfart in mehreren Altersklassen nach einander als Bewerber aufzutreten, lässt sich nicht erweisen, aber auch kaum bestreiten, da dieser Brauch an anderen Orten herrschte, die ihr Vorbild in Olympia sahen. So war ein Knabe aus Tralles, Artemidoros, in Olympia im Pankration der Knaben unterlegen und mochte es vorziehen, bevor er sein Glück noch einmal dort versuchte, zuvor an anderen Stätten zu kämpfen, wo er minder tüchtige Gegner erwarten durfte. Er trat also zunächst in Smyrna auf, und besiegte hier in der Abtheilung der Knaben dieselben Gegner, die zuvor in Olympia ihm gegenüber gestanden und sich auch bei dem ionischen Kampfspiele wieder eingefunden hatten. Hierdurch ermuthigt und durch Stichelreden aufgereizt meldete er sich sogleich zum weiteren Kampfe in der Abtheilung, welche dort zwischen den Knaben und Männern bestand, der sogenannten Unbärtigen, und gewann auch hier den Sieg. Dies spornte ihn zu dem höchsten Wagstück an, auch in der Classe der Männer den Kampf zu versuchen. Auch in diesem trug er den Sieg davon und gewann sich somit an einem Tage drei Siegeskränze in der nämlichen Kampfarm.

Wie die Hellanodiken das Recht hatten, solche Aenderungen zu gestatten, so hatten sie ferner auch die Befugniss, von der üblichen Anordnung und Reihenfolge der Wettkämpfe Ausnahmen stattfinden zu lassen, sofern ihnen dies aus irgend einem Grunde richtig zu sein schien.

Ein Beispiel davon liefert der Doppelkampf des Kleitomachos dessen früher gedacht wurde.

Bei der Festfeier trugen die Hellanodiken das bevorzugte Purpurgewand, die Porphyris; sie sassen im Stadion auf hervorragenden Sitzplätzen am Zielende, ebenso im Hippodrom. Wie sie das Zeichen zum Beginn der Kämpfe zu geben und die Spiele in ihrem ganzen Verlaufe zu überwachen hatten, so ward ihnen auch das beglückende Amt, die Sieger mit dem Kranze zu schmücken. Nach Schluss des Festes lag ihnen sodann die Eintragung der letzteren in die amtlichen Verzeichnisse ob, endlich die Controle über die zulässige Grösse und Beschaffenheit der denselben zu setzenden Bildsäulen.

Gegen die Entscheidung der Hellanodiken gab es nur den einen Appell an die höchste Behörde, die Bule, den olympischen Rath. Man wird sich denselben wohl im Gegensatze zu den wechselnden Hellanodiken als eine ständige Körperschaft zu denken haben, deren Sitz die Hauptstadt Elis sein mochte, und die nur während der Festzeit in Olympia selbst tagte.

Freilich nützte dieser Appell nur in gewissen Fällen und nur in beschränktem Maasse. Der von den Hellanodiken einmal verkündete Sieg konnte nicht mehr widerrufen werden, auch wenn sich ergab, dass er nicht zu Recht bestand. In einem solchen Falle, wo zwei der Hellanodiken einem Unrechtmässigen den Kranz ertheilt hatten, verklagte sie der Beschädigte bei der Bule und erlangte auch ihre Verurtheilung zu einer Geldbusse. Nichtsdestoweniger blieb die Ehre des Sieges an dem Andren haften, dessen Name, als des Siegers im Wettrennen, auch in alle Zukunft die 96. Olympiade bezeichnete.

Wie lange Zeit vor dem Feste die Hellanodiken, mit ihnen die zum olympischen Spiele gemeldeten Athleten und der ganze Tross der niederen Beamten und der Dienerschaft von der Hauptstadt Elis nach Olympia übersiedelten, darüber fehlt jede Andeutung. Wir sind hier nur auf Muthmaassungen angewiesen, dürfen aber im Gegensatz zu früheren Anschauungen wohl mit Sicherheit annehmen, dass die Uebersiedelung schon geraume Zeit vor dem Beginne des Festes geschah, gewiss schon mehrere Wochen vorher. Da wir wissen, dass die officiellen Gesandtschaften des Amphiktyonenbundes sich zu den pythischen Spielen bereits in dem Monate nach Delphi zu begeben hatten, welcher dem Festmonate vorausging, so liegt es nahe, Aehnliches bei den Olympien vorauszusetzen. Eine weitere Unterstützung unsrer Annahme gewährt das Vorhandensein geräumiger und solid ausgestatteter Baulichkeiten für

athletische Uebungen, eines Gymnasiums mit bedeckter Rennbahn, einer Palästra mit schönem Ringplatze und zahlreichen Nebenräumen. Da Olympia keine städtische Bevölkerung besass, so hätten diese Anlagen keinen Zweck gehabt, wenn sie nicht eben wenigstens alle vier Jahre auf längere Zeit benutzt worden wären. Ferner hat man im Alterthum sicherlich so wenig wie in der Gegenwart kostbare Rennpferde unmittelbar nach einer weiten Seereise oder nach beschwerlichem tagelangem Landmarsche auf die Bahn gebracht, sondern sie mussten bereits einige Zeit zuvor in Olympia eintreffen und bedurften dort sorgfältiger Wartung. Namentlich aber erheischte ein Fest von so ausserordentlich grosser Ausdehnung eine so lange und umfassende Vorbereitung, dass man sich die Ordner desselben schon längere Zeit zuvor nicht wohl anders als an Ort und Stelle denken kann.

Die Hellanodiken zogen von der Hauptstadt nach Olympia nicht auf dem kürzesten Wege, der elischen Bergstrasse, sondern auf dem „Heiligen Wege“ die Küste des Meeres entlang. Hier wurde bei der Quelle Piera Rast gehalten, der alten Landesgrenze zwischen Elis und Pisatis, und hier ward ein feierliches Reinigungsoffer vollzogen, ohne welches den Beamten die Ausübung ihrer Functionen in Olympia nicht gestattet war. Man brachte zunächst ein Schweinsopfer dar, wie solches auch bei dem in Olympia vor dem Altar des Zeus Horkios zu leistenden Eide bräuchlich war, sodann folgte die Lustration durch das Wasser der heiligen Quelle.

Von hier mochte man den Weg noch bis Letrinoi fortsetzen, um dort zu übernachten und am folgenden Tage die zweite Hälfte des Weges nach Olympia zurückzulegen.

Als ausübende Ordnungsbeamte fungirten neben den Hellanodiken bei den Spielen die Alyten, unter einem Alytarchen, der dieses angesehenen Ehrenamt nur zeitweilig bekleidete. Hat man die Hellanodiken treffend mit den Turniervögten des Mittelalters verglichen, so würden die Alyten den Grieswärteln jener Zeit entsprechen. Sie hatten dieselben polizeilichen Befugnisse wie anderwärts die Geisselträger (Mastigophoren, Rhabduchen) und griffen erforderlichen Falles energisch ein. Ein Rossebesitzer, der zur Bewerbung nicht befugt sein Gespann unter falschem Namen laufen lässt, und der nun, da es siegt, sich unvorsichtiger Weise verräth, erfährt auf der Stelle eine körperliche Strafe, die ja im Alterthum auch auf Erwachsene angewendet und nicht als ehrenrührig betrachtet wird. —

Neben diesen Beamten war vor Beginn des Festes gewiss noch eine

grosse Menge niederer Bediensteter in Olympia zur Vorbereitung der Spiele nöthig. Denn hier handtierten noch Künstler und Handwerker um Alles in Stand zu setzen, was im Laufe von vier Jahren abgängig oder schadhaft geworden war, Kaufleute schlugen ihre Messbuden auf, der Fluss wimmelte von Barken, die Laubschmuck und Esswaaren herbeiführten. Auf den staubenden Landstrassen drängte sich das herbeigetriebene Opfer- und Schlachtvieh mit den beladenen Saumthieren. Ein sehr zahlreiches Beamtenpersonal hatte gewiss Wochen lang vollauf zu thun, Alles in die rechten Wege zu leiten, damit in den festlichen Tagen Jedermann nur die Ordnung und den Schmuck des Platzes bewundern konnte, ohne die Mühe zu ahnen, welche die Vorbereitung dieser frohen Feier gekostet hatte.

Aber auch in der nicht festlichen Zeit, in dem Metekecheron, verödete Olympia keineswegs; noch immer blieb eine nicht geringe Anzahl ständiger Beamter, die jahrein jahraus ihren unveränderlichen Wohnsitz hier genommen hatten. Die grosse Anzahl von Altären, die Pausanias namhaft macht, zwingt zu der Annahme, dass zunächst die in Olympia ansässige Priesterschaft eine erheblich grosse war. Denn dieser Schriftsteller allein erwähnt mehr als sechszig Altäre in Olympia, und wir sehen aus anderen Quellen, dass er keineswegs alle aufgezählt, sondern nur eine Auswahl getroffen hat.

An diesen mehr als sechszig Altären musste mindestens einmal in jedem Monate ein officielles Opfer dargebracht werden, an einigen Altären war täglicher Dienst eingeführt.

Pausanias zählt die Altäre in der Reihenfolge auf, in der die monatlichen Opferhandlungen einander folgten. Uns möchte es erwünschter gewesen sein, wenn er eine topographische Reihenfolge mit Consequenz verfolgt hätte, weil wir in diesem Falle uns ihre genaue Lage vergegenwärtigen könnten. Da er es indessen auch an topographischen Bezeichnungen nicht fehlen lässt, und da überdies zwischen der Reihenfolge der Opfer und der gruppenweisen Anordnung der Altäre ein innerer Zusammenhang unverkennbar ist, so mag man die von dem Periegeten gewählte Anordnung um so weniger beklagen, als man über den Zusammenhang gewisser Culte durch die Einsicht in die Ordnung der Liturgie nicht unwesentliche Aufschlüsse erhält.

Der Hauptaltar Olympias, der Mittelpunkt des gesamten Cultus,

war der grosse Aschenaltar des olympischen Zeus. Hier wurde täglich von den Eleern ein officielles Opfer gebracht, hier versäumte gewiss keiner der zahlreichen Fremden, welche die Sehenswürdigkeiten Olympias angelockt hatten, Zeus seine ehrfurchtsvolle Huldigung zu bringen. So mag der ununterbrochene Opferrauch, der Tag für Tag zum Himmel stieg, die Schaaren der Stechmücken und Fliegen verscheucht und so zu der mythologischen Person des Zeus Apomyios, des fliegenabwehrenden Zeus, Veranlassung gegeben haben, dem man in Olympia opferte. Ja auch die Hühnergeier hielten sich, gewiss aus gleichem Grunde, von dem Grossen Altare fern, während sie von andren Altären ohne Scheu das Fleisch der Opferthiere raubten.

Die Reihe der monatlichen Opfer begann bei dem Altare der Hestia, der Beschützerin des olympischen Haushaltes; bei einem anderen Altare derselben Göttin erfolgte der Abschluss der Opferreihe am Ende des Monats.

Zu den ältesten und vornehmsten, der Sage nach von Herakles gestifteten, Altären zählten die sogenannten sechs Doppelaltäre, deren Beschreibung im Pausanias durch Lücken und Entstellungen des Textes schwer gelitten hat. Nach Buttmanns Wiederherstellungs- und Ergänzungs-Versuchen wären die Götterpaare, die hier durch gemeinsamen Cultus verbunden erscheinen, in folgender Weise zu ordnen: Artemis und Alpheios, Hermes und Apollon, Dionysos und die Chariten, Hera Laoitis und Athena Laoitis, Kronos und Rhea, endlich Zeus Laoitas und Poseidon Laoitas. Den hier wiederholt auftretenden, sonst unbekannten, Beinamen Laoitas will E. Curtius mit „volkssammelnd“ übersetzen und so mit den unter göttlicher Obhut in Olympia zusammenströmenden Völkermassen in Verbindung bringen.

Unter die ältesten Altäre Olympias gehören ferner diejenigen, an welche sich ein Orakel anschloss, und die, welche mit den Gottheiten der Unterwelt in Verbindung standen: die Altäre der Gaia, der Themis, des Zeus Kataibates und Chthonios.

Späteren Ursprungs erscheinen diejenigen Altäre, deren Cultus sich an die Kampfspiele knüpfte, des Hermes Enagonios und des Kairos, des Poseidon Hippios und der Hera Hippiä, der Dioskuren, des Ares Hippios und der Athena Hippiä, der Tyche, der Moiren und des Zeus Moiragetes.

Die Zahl der angeführten Altäre beträgt noch nicht die Hälfte der allein von Pausanias erwähnten, doch wird sie genügen, um begreiflich zu machen, dass für den liturgischen Dienst an diesen heiligen Stätten auch in der festlosen Zeit ein nicht unbeträchtliches Personal geistlicher

Würdenträger und Bediensteter erforderlich war, und dass auch dieser Umstand auf das Bauprogramm von Olympia von Einfluss sein musste.

Ueber diese olympische Priesterschaft sind wir verhältnissmässig sehr wohl unterrichtet. Nicht allein durch die Aufzählung geistlicher Chargen bei Pausanias, sondern auch durch inschriftliche Zeugnisse, welche jenes Schriftstellers Angaben bestätigen und ergänzen. Schon im Jahre 1855 konnte Beulé auf Grund zweier in Olympia und im Alpheios gefundenen Inschriftsteine, deren einen wir in der Kapelle der Aghii Theódori bei Plátanos wiederfanden, eine Darstellung des geistlichen Collegiums von Olympia versuchen. Unsere Ausgrabungen haben zahlreiche analoge Inschriften zu Tage gefördert, so dass jetzt ein genügendes Material vorhanden ist, um die stufenweise Gliederung der olympischen Priesterschaft erkennen zu lassen.

Wir sehen, dass in jedem Metekecheron drei Oberpriester, die Theokoloi, an der Spitze stehen, von denen jeder einen Monat lang des Amtes zu walten hatte. Sie gehörten vornehmen elischen Geschlechtern an und dürften wohl nur während ihrer jeweiligen Dienstzeit in Olympia gewohnt haben.

Ihnen zur Seite stand eine gleiche Zahl von Assistenten, die Spondophoren, die Hüter des göttlichen Rechtes und Wächter über die in Olympia beschworenen Verträge. Da die elischen Boten, welche vor dem Beginne der Hieromenia auszogen, den Gottesfrieden zu verkünden, die gleiche Bezeichnung führen, so wird man Beulé beipflichten können, wenn er beide Aemter in der Person jener Spondophoren vereinigt darstellt. Gewiss waren jene Boten des Zeus hochangesehene, mit priesterlicher Würde ausgestattete und von grösserem Gefolge begleitete Persönlichkeiten.

Unter ihnen fungirten — wohl als Hilfsarbeiter — die drei Hypospondophoren. Aus den uns erhaltenen Inschriften geht die bemerkenswerthe Thatsache hervor, dass, wenn nicht immer, so doch häufig, jene drei geistlichen Aemter in elischen Familien erblich waren. Wir finden die Söhne der Theokolen als Spondophoren und deren Söhne als Hypospondophoren gleichzeitig angestellt; wir können verfolgen, wie die Letzteren zu den Aemtern ihrer Väter aufsteigen.

Zu den geistlichen Würdenträgern gehören ferner die beiden Schlüsselbewahrer, die Kleiduchen, denen die Obhut der heiligen Gebäude und und ihrer Schätze, vielleicht auch die des olympischen Aerars anvertraut war.

Den Oberpriestern, denen mancherlei schriftliche Arbeiten, die In-

standhaltung der Tempelinventarien, die Buchung der eingehenden Weihe- und Opfergaben und sonstige Listenführungen oblagen, stand zu diesem Behufe ein Secretär, der Grammateus zur Seite.

Für die täglich darzubringenden Opfer sorgte der anscheinend auf einer minder hohen Rangstufe stehende Kathemerothytes.

Eine sehr wichtige Classe ständiger olympischer Priester bildeten die Manteis, die Seher. Während die Aemter der Theokolen und ihrer Hilfsbeamten nur vorübergehend an der Person und der Familie hafteten, lag das Amt der Seher in Olympia lediglich in den Händen dreier Geschlechter und war ein lebenslängliches. Diese drei Geschlechter waren die Iamiden, die Klytiaden und die Telliaden. Die Letzteren scheinen, nachdem einer der Ihren, Hegesistratos, eine unehrenhafte Rolle gespielt hatte, frühe vom Schauplatz abgetreten oder minder geachtet worden zu sein. Auf unseren, einer späten Zeit angehörigen Inschriften begegnen wir nur den beiden anderen Geschlechtern. Von ihnen wiederum erfreute sich das der Iamiden des höchsten Ansehens. Pindar besingt seinen Ursprung in dem sechsten olympischen Liede, das einen Iamiden aus Syrakus feiert.

Nach ihm erwählte Apollon eine arkadische Nymphe, die veilchengelockte Euadna, des Poseidon Tochter. Ihr heimlich geborener Sohn ist Iamos —

Sie liess ihn am Boden mit bittrem Gram;
Aber nach göttlichem Rathschluss
Labt ihn ein Schlangenpaar funkelnden Blickes
Mit der Bienen untadligem Saft.

Den Herangewachsenen leitet sein Ahnherr Poseidon den Alpheios
abwärts von Arkadien nach Olympia,

Wo ihm gewährte der Gott den doppelten Schatz
Heiliger Weissagung: sogleich, zu hören
Seine Trugs unkundige Stimme;
Dann, wenn der muthige Kämpfer,
Der Alkaïden würdiger Spross, käm', Herakles,
Zu weih'n volkreiche Festzeit sammt der Kämpfe
Herrlichster Ordnung dem Vater,
Dann sollt er auf höchstem Altare
Zeus ein Orakel stiften. Also befahl er.
Daher ist weitberühmt in Hellas
Der Iamiden Geschlecht.“

In der That weitberühmt in ganz Hellas: Denn der Ruf der Sehergabe dieser Familie war so gross, dass die Staaten des Mutterlandes wie der Colonien eifrig danach strebten, ein Glied derselben an ihr Land zu fesseln. Sparta ging so weit, einem elischen Iamiden gegen die Bestimmung uralten Gesetzes das Bürgerrecht zu verleihen.

Mit der Heiligkeit des Geschlechtes stand nicht in Widerspruch, dass seine Glieder auch körperlich tüchtige und in den ritterlichen Kämpfen der Hellenen geübte Männer sein konnten. So war dem Tisamenos, einem Iamiden, die Weissagung geworden, er werde fünf glänzende Siege davontragen, und dem elischen Jünglinge lag Nichts näher, als hierbei an das Pentathlon zu denken. Als er indessen aus demselben nur in zwei Kampffarten als Sieger hervorging und mithin den Kranz nicht errang, erkannte er, dass die Athla, von denen die Weissagung gesprochen hatte, auf anderem Gebiete zu suchen seien, und gab dem Andrängen der Lakonier nach, im Kriege ihr Berather zu werden. Als solcher half er ihnen zu den Siegen bei Plataiai über die Perser, bei Tegea gegen die Tegeaten und Argiver, bei Dipainis gegen die Arkader, bei Ithome im Helotenkriege, endlich bei Tanagra über die Argiver und Athener.

Die Klytiaden leiteten ihr Geschlecht von Klytos, dem Enkel des Amphiaraos ab, sie stammten somit aus Theben, aber schon ihr Ahnherr war nach Elis übergesiedelt und hier mit grossen Ehren aufgenommen worden. Unter ihnen zeichnete sich Eperastos, der Sohn des Theogonos, in Olympia als Sieger im Waffenlaufe aus. Nach anderer Version stammten die Klytiaden ebenfalls von Iamos ab, so dass ein Glied dieser Familie sich gleichzeitig Iamide und Klytiade nennen konnte.

Zweifelloos verdankt Olympia diesen Seherfamilien einen sehr bedeutenden Theil seines Ruhmes. Streift man alles Wunderbare von der Erscheinung dieser Geschlechter ab, so bleibt als höchst beachtenswerther Kern der Sache der Bestand mehrerer in höchstem Ansehen stehender Familien, in denen seit Generationen sich die Summe aller zeitigen politischen Weisheit vom Vater auf den Sohn fortpflanzte, und die in der glücklichen Lage waren, als im Schutze der Gottheit stehende Berather der Machthaber diese Summe von Erfahrung und Kenntniss zum Besten des Staates geltend zu machen.

In Olympia lag den Sehern neben jenen ethischen Pflichten der äussere Dienst am grossen Zeusaltar ob, auch für die Instandhaltung dieses Altars hatten sie zu sorgen.

Unter dem inschriftlich aufgeführten Cultuspersonale finden wir ferner

die Exegeten genannt. Sie nahmen, wie Pausanias erwähnt, an der Darbringung der regelmässigen Opfer Theil, und es mag daher fraglich erscheinen, ob diese Exegeten, die Ausleger der Opferbräuche, mit denjenigen ebenso bezeichneten Exegeten zu identificiren sind, welche als blosse Fremdenführer in Olympia fungirten und bei der grossen Fülle und Verschiedenartigkeit aller Sehenswürdigkeiten sich systematisch in die Führung der Besucher getheilt hatten. Waren sie es wirklich, so verdankt diesen Männern die heutige Alterthumswissenschaft in der That mehr, als ihnen das Alterthum Dank zu schulden geneigt war. Denn schon damals beklagte man sich — und gewiss mit nicht minderem Recht als heute — über die Galleriediener- und Castellanweisheit und Geschwätzigkeit, die den Genuss der Verständigen verbitterte. „Sie leierten ihr Compendium her“, lässt Plutarch einen Besucher Delphoi's erzählen, „und kümmerten sich nicht um unsere Bitten, ihren Redestrom einzudämmen und uns die Masse ihrer Epigramme zu schenken.“

Wir aber erfreuen uns durch den Diensteifer jener Führer und die gewissenhafte Verzeichnung ihrer oft unglaublichen Mittheilungen durch Pausanias eines der ausgezeichnetsten Hilfsmittel zur Vergegenwärtigung des Alterthums, seiner Kunstschatze und seiner legendarischen Ueberlieferungen.

Zu dem Ritus der Opferdarbringung gehörte die Musik, die Begleitung der Flöte, häufig auch des Chorgesanges. So finden wir unter den olympischen Cultusbeamten auch den Auletes oder Spondaulos, den Flötenbläser.

Häufig waren auch religiöse Reigentänze mit den liturgischen Handlungen verknüpft, welche von den Epispondorchestai eingeübt und angeführt wurden.

Die Verwaltung des Opferholzes und dessen Verausgabung an Staaten oder Privatleute gegen festgesetzte Preise lag einem besonderen Holzverwalter, dem Xyleus, ob, der gleichfalls bei der Ceremonie des Opfers zugegen war, weil ihm wohl auch das Anzünden oder das Inbrandhalten der Opferflamme zufallen mochte. Auf einem Wandgemälde Pompeji's sehen wir einen Beamten, der während der Ceremonie beschäftigt ist, den Holzstoss mittelst eines Fächers zu höherer Gluth anzufachen.

Auch die scheinbar niederen Aemter wie das des Weinschenken und des „Koches“, des Mageiros, lagen in den Händen vornehmer Eleer, die sich freilich wohl nicht eigenhändig mit den einschlägigen Verrichtungen befassen, sondern nur mit deren Ueberwachung betraut sein mochten.

Werden uns die vorgenannten geistlichen Aemter, als die höheren, inschriftlich genannt, so erschöpften sie sicherlich nicht das gesammte Personal, welches ständig oder vorübergehend in Olympia seinen Wohnsitz hatte. Sicherlich war noch eine grosse Zahl von Unterbeamten und Dienern für den Cultus erforderlich, wie andererseits die Reinigung und Instandhaltung aller Baulichkeiten und Kunstwerke sowie der technischen Anlagen die Beschäftigung zahlreicher Hände unter sachverständiger Leitung eines Steganomos oder Architekton voraussetzen lässt. —

So muss denn Olympia auch ausserhalb der Festzeit stets ein lebendiges Bild regen Lebens gewährt haben; es war eine Stätte, deren genaueste Kenntniss auch um derjenigen Anlagen und Einrichtungen willen, deren Benutzung in die festlose Zeit fiel, von höchstem Werthe für die Erweiterung der Alterthumswissenschaft und deshalb das erstrebenswerthe Ziel mehr als hundertjähriger, nunmehr von schönstem Erfolge gekrönter Bemühungen erscheinen musste. —
